

Hebraïſch, pag. 260.

3506

S. 4. 168









1711



1711





Der  
Romanenfreund.

No. 8.

Enthält:

1. Friedheim, oder, es muß eine Zukunft seyn.
2. Emilie Blond.

Berlin 1803.

Bei Dehmgke dem Jüngern.





Goe 2510(8/9)

2510/467



---

Inhalt.

---

	Seite
I.	
Friedheim, oder es muß eine Zukunft sein. . . . .	1
II.	
Emilie Blond. . . . .	105

---







Friedheim

oder

Es muß eine Zukunft sein.

---

I.





Wenn es Menschen giebt, die unter einem unglücklichen Gestirne gebohren werden, so gehört Friedheim unstreitig vor allen unter diese. Von seiner zartesten Jugend an hatte Fortunens Blick ihm selbst nicht Augenblicke gelächelt. Edel zwar war seine Geburt, unermesslich der Reichthum seiner Eltern, aber noch unermesslicher ihre Verschwendung; und als nach wenigen Jahren eine ansteckende Krankheit beide dahin raste, blieb dem Verwaltern kaum so viel übrig, daß er ärmlich und in Verachtung bis zu den Jünglingsjahren erzogen werden konnte. Dann war er von jeder äußern Hülfe ver-

lassen, und die Sorge der Selbstunterhaltung, die oft den Mann noch niederzudrücken vermag, lag jetzt schon mit allen ihren Lasten auf dem beginnenden Jüngling. Zwar war er der Sprößling einer angesehenen Familie; zwar hatte er noch einige reiche Anverwandte, die ihm sehr leicht sein Loos erträglicher machen konnten; allein, was eine so alltägliche Bemerkung ist: diese Menschen waren, bei allem ihren Ueberflusse, sehr stiefmütterlich ausgestattet, besaßen der äußern, zufälligen Güter so viele, der innern, wahren aber desto weniger; hatten einen Geist so klein, so unedel, ein Herz so fühllos und niedrig, daß sich dessen der wildeste Barbar würde geschämt haben. — Nur zwei von ihnen will ich ausheben und sie meinen Lesern etwas genauer zeichnen.

Der reichste und bejahrteste von ihnen war Kaufmann, bis zur innersten Regung



seiner Seele Kaufmann. Sein Goldburch war unerfättlich, und das höchste Vergnügen seines Geistes war Ueberrechnung des Gewinnstes bei Umsetzung seiner Waaren, und erfindendes Nachsinnen, neue Klumpen schimmernden Metalls aufzuhäufen. — Er lebte einsam in seiner elenden Wohnung, wie der tagscheue Vogel sich zwischen das verhüllende Laub eines Baumes verbirgt, hatte, der Sparsamkeit wegen, in fremden Welttheilen mehr Verbindungen als in seiner Vaterstadt. Noch war er Hagestolz; nicht aus Gleichgültigkeit gegen die Reize des weiblichen Geschlechts, — aus Besorgniß: die Verbindung mit einem Weibe möchte einen größern Aufwand erfordern, möchte Zerstreung und Nachlässigkeit in seinen Geschäften zur Folge haben.

Der Zweitte, jenem an Schätzen fast gleich, milder geizig, aber boshafter und

ummenschlicher, hatte Gattin und Kinder, bekleidete ein obrigkeitliches Amt, und glänzte vor allen, die in gleichem Range mit ihm standen. Seine Hauptleidenschaft, um die alle Handlungen, alles Streben, alle Gedanken seiner Seele sich drehten, hieß Ehrsucht. Er kannte keine größere Wonne, als mehr zu glänzen, mehr Ehre zu genießen, wie seine Genossen. Und dieser ewig unbefriedigte Trieb war der Urquell, woraus die meisten Laster, die seine Seele schwärzten, sich ergossen; woraus sein gehelmer Geiz, Unmenschlichkeit gegen Nothleidende, Verstellung und tief versteckte Falschheit, Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Verlassenen, unüberwindlicher Haß und immer brütende Nachsucht wider die, die mehr Ehre genossen, mehr glänzten, als er, herfloßen. — Doch, genug von diesen beiden Schandflecken der Menschheit, bei



deren Schilderung ich mich schon zu lange verweilte; von denen ich gern auf immer schwiege, wenn nicht das Schicksal unsers Friedheims nur zu genau in dem ihrigen verwebt wäre.

Friedheims Eltern waren in der Zeit ihres Wohlstandes angesehenere gewesen, als Sternberg — so war der Name jenes Ehrsuchtigen — mit seiner Familie. Dies war Grund genug, ihnen das äußerste Elend zu gönnen; und als sie wirklich zu sinken begannen, da empfand keiner eine lebhaftere Freude darüber, als er. Nur starben sie ihm zu früh, und raubten ihm dadurch das Vergnügen, sie ganz in den Staub erniedrigt zu sehen. Jetzt sollte in dessen der einzige übrig gebliebene Sohn ein süßes Opfer seiner Rachsucht werden, und ein bleibendes Denkmal von der Schande seiner Eltern sein; dies beschloß der un-

menschliche Mann, und suchte gleich nach  
 ihrem Tode den aufblühenden Knaben zu  
 den verächtlichsten Geschäften, zu dem nie-  
 drigsten Pöbel, zu jeder Entehrung, die die  
 Armuth mit sich führt, herabzuwürdigen.  
 Aber er, dem so manche schwarze That,  
 so manche geheime Unterdrückung gelungen  
 war, vermochte bei allen aufgebotenen Män-  
 nen diesen leicht scheinenden Zweck nicht zu  
 erreichen. — Das Ohngefähr hatte dem  
 verwaissten Friedheim einen Mann zum  
 Vormund gegeben, der gerecht war; und  
 alle künstliche Versuche, alle geheime Bestre-  
 hungen Sternbergs, den Knaben noch tiefer  
 zu stürzen, blieben fruchtlos. Der Uner-  
 schütterliche ließ ihn, nach seinen einmal ge-  
 faßten Entschlüssen, zwar ärmlich und stren-  
 ge, doch ohne Druck und Erniedrigung er-  
 ziehen.

Als jetzt das kleine, übrig gebliebne Ver-



mögen erschöpft und Friedheim zum Jüngling herangewachsen war, überließ er ihm noch die Wahl, sich einem Stande, der mit seinen Neigungen am meisten übereinstimme, zu widmen. Und Friedheim wählte die Wissenschaften. Daß dieser Entschluß mit des rachsüchtigen Sternbergs Absichten nichts weniger als übereinstimmend war, daß er alles aufbot, den Verwaisten auf eine weniger ehrenvolle Bahn zu führen, ihn selbst durch eignes Zureden, durch Drohungen und Verheißungen davon abzulenken suchte, wird man sehr natürlich finden. Allein Friedheim, der seinen Stand, das Schicksal seiner Eltern, seine Familie kannte, hatte zu viel Gefühl, um sich noch tiefer beugen zu lassen, hatte schon einen zu lebhaften Vorschmack von der edlern Ausbildung des Geistes bekommen, um sich nun zu niedrigen, zu gedankenlosen Geschäften

zu bequemen. Er beharrte standhaft in seinem Entschlusse, selbst da noch, als auch sein Vormund ihm denselben widerrieth, als auch dieser ihm vorstellte, wie schwer, wie mühselig dies Fach für den ganz Unbegüterten sei. Zu billig jedoch, ihn in einer Sache zu zwingen, von der das Glück seines Lebens abhing, bestätigte er endlich, trotz allen Kunstgriffen Sternbergs, seine Wahl, und überließ ihn seinem Schicksal. — Vereitelt war also für diesmal der Zweck des arglistigen Mannes; doch nahm er wenigstens Gelegenheit daher, unter einem gewissen Scheine von Recht den edlen Jüngling nun ganz zu verstoßen, und öffentlich zu erklären: er zöge jetzt seine Hand von dem Ungehorsamen, der schon bei seiner Minderjährigkeit sich so halsstarrig seinem wohlge-meinten Rathe widersetzte und durch Mißthat seines eigen sinnigen Vormunds sich



zu einem Stande bestimme, wozu ihm weder die Natur Fähigkeiten, noch das Glück Güter verleihen hätte, völlig ab, und überlasse nun den Unverständigen, den er sonst so gern unterstützt haben würde, den Folgen seines thörichten Entschlusses.

Unser Friedheim war also im sechszehnten Jahre, unter einer unzähligen Menschenmenge, gleichsam in der Einsamkeit, hatte keinen Zufluchtsort, keine vertrauliche Verbindung mit seinen Angehörigen, ward von ihnen sogar verschmäht, konnte nicht im Schooße seiner Familie sich ergießen, keinen Trost in Widerwärtigkeiten, keine warme Theilnahme in frohen Augenblicken finden, und mußte sich selbst allein Alles sein. Warlich Lasten genug, um einen mehr noch als alltäglichen Geist niederzubeugen! Und hiermit vereinte sich noch Armuth bei dem Verlassenen mit allen Unannehmlichkeiten, die

Ihre gewöhnliche Begleiterinnen sind. Er mußte mühseltig die wenigen Gelegenheiten ergreifen, die dem unbegüterten Musensohn dürftigen Unterhalt verschaffen, mußte öfters am Abend halb hungrig noch seine Lasterstätte suchen, um am künftigen nicht ohne Stärkung zu den ermüdenden Geschäften zu bleiben. — Doch, ich übergehe diese frühern Jahre, die dem Armen wie ein trüber Nebel vorüberstossen, mit Eile, hebe bloß einige Scenen aus seiner akademischen Laufbahn aus, um meine Leser auch mit seinem Herzen und Geiste, wovon ich noch nichts sagte, bekannt zu machen, und bemerke nur noch, daß der Zufall ihn mit einem andern studirenden Jüngling zusammengeführt hatte, der einer von den ganz gewöhnlichen Menschen war, einer von den Unzähligen, die weder warmes Wohlwollen, noch Feindsinn gegen die Menschheit befeelt,

die



die die Leiden ihrer Nebenmenschen zwar bemerken, doch nur mit flüchtigen Blicken dabei verweilen, und die alles gern, ohne weiter darüber nachzudenken, dem natürlichen Laufe der Dinge überlassen. Sein Name sei Willmann.

\* \* \*

(Eine kleine Gasse. Friedheim begegnet einer armen Frau, die hart fällt und nicht wieder aufstehen kann. Er hilft ihr auf.)

Die Frau. Ach, lieber Herr! Sie schämen sich nicht, öffentlich einer Unglücklichen sich anzunehmen? Sie kennen mich gewiß nicht? Ich bin ein armes Weib, daß von den Almosen der Reichen leben und vor ihren Thüren um eine kleine Gabe stehen muß. O weh, mein Fuß! — Ach, lieber Herr! lassen Sie mich hier nur liegen, ich

kann doch nicht allein gehen. Ich will hier so lange warten, bis einer meines Gleichen kommt, der mich zu meiner Hütte führen kann.

Friedhelm. Arme Frau, ich bin ja hier der Nächste, warum wollte sie einen Andern zur Hülfe noch erwarten?

Die Frau. Du lieber Gott! ich bin ja eine arme Verlassene, die nun lange schon durch Armuth aus der menschlichen Gesellschaft herausgestoßen ist; wie können Sie sich meiner so annehmen? Sie sind ja ein junger, vornehmer Herr, der sich schämen muß, mit einer Bettlerin zu sprechen.

Friedhelm. Gute Frau, ich schäme mich ihrer nicht. Warum sollte ich mich schämen, jemand einen Dienst zu erweisen? Sie hätte doch gewiß auch mir aufzuhelfen gesucht, wenn ich gefallen wäre.



Die Frau. Lieber Himmel! Sie sind wohl weit her, daß Sie so sprechen? Hier in der Stadt gehören wir Armen nicht zu den Menschen; wir sind weit verachteter und unglücklicher, als die Ehre der vornehmen Herren. Wir dürfen uns kaum der Wohnung des Reichen nähern, und müssen mit Angst und Demuth, wo sein Fuß hintritt, zurückzittern, müssen ängstlich aus seiner Hand das Almosen empfangen, müssen manchen harten Vorwurf, manchen kränkenden Verweis schweigend erdulden, müssen unser mühseltiges Leben mit Kummer und Noth zu fristen suchen. Darum flehe ich Gott täglich um meinen Tod an. — Hier, lieber Herr! ist meine Hütte. Gott wird es Ihnen lohnen, daß Sie auch einer Bettlerin sich annehmen. Ich wollte Sie zwar gern bitten, in meine Hütte zu kommen; aber Sie kennen vielleicht die Armuth

nicht, sahen vielleicht das Elend noch nicht in seinem ganzen Umfange, und der Anblick möchte zu ungewohnt, zu widrig für Sie sein.

Friedhelm. Armuth und Elend sind mir wohl bekannt, liebe Frau, doch vielleicht in dem Grade nicht, wie sie hier in dieser Hütte wohnen mögen; darum lasse sie mich immer einmal hereintreten. Wenn ich auch Ihrem Unglück nicht abhelfen kann, so kann ich doch wenigstens einigen Theil daran nehmen, kann sie doch wenigstens bedauern. Ich bin ja auch ein Mensch, und kann doch wohl einen kurzen Augenblick das empfinden, was sie immer empfinden muß.

Die Frau. Nein, nein, junger Herr! — Sie sind gewiß nicht aus dieser Gegend; Sie kommen wohl aus einem fremden, weit entfernten Lande, wo noch recht gute Menschen wohnen? denn ich bin doch nun schon



sechs Jahre im Elende, und so hat noch keiner mit mir gesprochen. Ach, und ich habe doch gern mit den Armen, die zu mir kamen mein Brod getheilt, bin doch gewiß ein tüchtiges Weib gewesen, bin doch gewiß nicht Schuld daran, daß ich nun so viel leiden muß.

Friedheim. Sie war also wohl nicht immer so arm, wie jetzt?

Die Frau. O nein! Ich bin eine angesehene Bürgerfrau gewesen, habe manches Jahr mich ehrlich und redlich mit meinem Manne ernährt. Aber, wir waren beide jung und rasch, als wir zusammenkamen, und jedes neue Jahr sahen wir einen neuen Sprößling aus unserer Ehe. Sie werden wohl wissen, wie viel der Eintritt eines Menschen in die Welt ehrenhalber kostet. Die öftere Bemerkung davon brachte uns bald in unsern Vermögensumständen

zurück; und als nun vollends unsre jungen Nachkömmlinge nacheinander an langsamen Krankheiten wieder starben, als wir die, die wir eben ins Leben erkaufte hatten, noch theurer wieder heraus kaufen mußten, da sahen wir bald unsern Fall sehr nahe vor Augen. — Mein Mann härmte sich, gewöhnte sich, um des Harms sich zu entschlagen, an den Trunk, und ich war verlassen und einsam, vermochte mir unmöglich mehr zu helfen. Bald waren wir tief in Schulden versunken, bald war unser Haus und alles, was wir hatten, verkauft, und wir mußten nun als Bettler aus unsrer ehemaligen Wohnung gehen. — Hier wohnen wir nun lange schon in dieser Hütte, verlassen und elend, und ich muß täglich den sauren Gang gehen und mein Brod vor den Thüren suchen. Aber ich bin doch noch unendlich glücklicher, als mein



armer Mann; ich bin doch wenigstens ge-  
 sund, kann doch der reinen Luft noch ge-  
 nießen; aber er liegt nun schon seit vielen  
 Monaten auf dem Krankenlager und muß  
 entsetzliche Schmerzen leiden. Ach, lieber  
 Herr! ich könnte Ihnen tagelang von sei-  
 nem Elende erzählen, und doch hat keiner  
 Mitleid mit ihm. Er ist ein Verschwender,  
 ein Taugenichts, der sich sein Unglück selbst  
 zugezogen hat; ich bin ein eitles, aufgeblas-  
 senes Weib gewesen, die es andern hat zur-  
 vorthun wollen und die nun die Folgen ih-  
 res Stolzes empfinden muß, — so urtheilt  
 die halbe Stadt von uns; denn, lieber Herr,  
 dem Unglücklichen wird alles zum Verbre-  
 chen gemacht, dem Glücklichen nichts. Se-  
 hen Sie, so wenig Barmherzigkeit hat man  
 mit mir. (zeigt ihm einige Pfennige) Dies  
 ist alles, was ich diesen Morgen erseht habe;  
 davon soll ich nun mit meinem Kranken

Manne mich heute Mittag sättigen, denn ich habe weiter nichts in meinem ganzen Vermögen.

Friedheim. Arme Frau, sie dauert mich sehr, und ich wünschte gern, ihrem Elend abhelfen zu können; aber das vermag ich nicht. Hier, nehme sie diese Kleinigkeit, vielleicht kann sie sich mit ihrem Manne einen vergnügten Tag davon machen.

Die Frau. Ach Herr Gott im Himmel! so viel Geld! — So viel ist in langer Zeit nicht in meinem Vermögen gewesen. Das kann ich wahrhaftig nicht alles annehmen. Hier ist es; geben Sie mir so viel, wie man ungefähr einer solchen Elenden, wie ich bin, zuwirft.

Friedheim. Sie soll alles haben, gute Frau, und ich wünschte, daß ich ihr noch mehr geben könnte.



Die Frau. Ach, mein armer Mann!  
 Ich muß hin zu ihm; er soll sich mit mir  
 freuen, wenn er sich noch freuen kann.  
 (eine kleine Thüre öffnend) Hier Mann,  
 danke doch dem Herrn da, so viel du kannst!  
 Sieh einmal, das alles hat er uns geschenkt,  
 davon solley wir uns einen vergnügten  
 Tag machen.

Friedheim trat jetzt näher, und stand ge-  
 hückt am Eingange des niedrigen Ge-  
 machs. — Ein bejahrter Mann, den die  
 Todtenblässe schon sichtbar zeichnete, lag in  
 einem dunklen Winkel auf wenig Stroh  
 hingestreckt, und krümmte sich, von Stein-  
 schmerzen gefoltert, winselnd auf seinem  
 verlassenem Lager. Halb vermodert und  
 durchnäßt von der entseßlichen Krankheit,  
 waren die wenigen Kleidungsstücke, die ihn  
 bedeckten, und ein stickender Dunst, gegen  
 den das Einathmen der freien Luft Wol-

lust war, verbreitete sich durch das ganze Zimmer. Armuth und Elend blickten in der gräßlichsten Gestalt aus jedem Winkel hervor, und das ganze Geräth des Gemachs war ein hölzerner Stuhl und ein irdenes Gefäß mit Wasser, das an dem Lager des Kranken stand. — Der Elende bemühte sich, als er den Hereintretenden sah, sein Haupt zu entblößen; aber die andere Hand wollte kaum diesen Dienst ihm noch erzeigen. — Friedheim vermochte unmöglich länger als einen Augenblick diesen gräßlichen Anblick und den Pesthauch des dumpfen Gemachs zu ertragen. Er wich blaß und zitternd zurück, und blieb, innigst vom Mitleid erschüttert, an der Thüre der Hütte stehen.

Die Frau. Ich Unbesonnene! daß ich auch das thun mußte! Ach Herr, vergeben Sie mir! Ich wollte Ihnen diesen Anblick



ersparen, da Sie ein so mitleidiges Herz haben; aber die Freude hat mich so überrascht, daß ich alles darüber vergaß. Und nun vergessen auch Sie, daß Ihnen heute ein paar Elende einige traurige Minuten machten. Gott bewahre Sie, daß Sie nie den tausendsten Theil von unsern Leiden empfinden! Aber vielleicht werden wir bald davon befreit, denn wir beten jeden Abend und jeden Morgen, daß wir bald sterben mögen, und mein Mann sehnt sich nach dem Augenblicke seines Todes, wie ein halb Berschmachteteter nach einem kühlen Labetrunk. Doch, Sie weinen gar? Ach, ich bin auf mich recht böse, daß ich so undankbar für Ihre Wohlthat war, und Sie noch dazu um unfertwillen kränkte.

Friedheim. Gute Frau! Sie verdient nicht, daß sie so leiden muß. Lasse sie mich immer einmal mit über ihr Elend

weinen; lasse sie mich immer einmal weinen, daß ich unvermögend bin, ihr zu helfen. Ich bin ja auch ein Mensch, bin noch jung, weiß nicht, welche Leiden auch mich noch treffen können.

Die Frau. Ach, Sie sind ein viel zu guter Herr, als daß Gott Sie unglücklich machen sollte; Sie haben mir das Herz bei allem meinem Elende recht weich gemacht. Ich weiß doch nun, daß es noch Menschen giebt, die mich nicht ganz verstoßen.

Friedheim. Das ist wohl nur ein kleiner Trost. Ich konnte nur wenig für sie thun; aber ich will ihr Elend bekannt machen; vielleicht finden sich noch wohlthätige Herzen, die ihr mehr helfen können.

Die Frau. Du lieber Gott! wie sprechen Sie mit einer Bettlerin. Wie soll ich Ihnen dafür danken! Nun, Gott wird



es Ihnen lohnen. Ich will beten, daß er Sie immer in dem Stande erhalten mag, Armen Wohlthaten ertheilen zu können.

---

Friedheim ging. „Und ich wähnte mich unglücklich?“ rief er für sich im Weggehen aus. „Ich wähnte mich verlassen? Armer Friedheim! Du nahmst den Maasstab zu deinem Schicksal von den beglückten, begüterten Menschen; nimm ihn von jenen Elenden, und wie beneidenswerth bist du dann! Du hast deinen Unterhalt zwar dürftig, doch ohne Schande, kannst vielleicht noch auf eine glücklichere Zukunft hoffen!“ —

Schon saß er wieder an seinem Arbeitstische, umgeben von Büchern, als Willmann in sein Zimmer trat.

„Nun, Friedheim! ewiger Bücherwurm! Hast du vergessen, daß wir heute nach Zehenderf wollten?“

Friedheim. Vergessen nicht, lieber Willmann! dazu kommen dergleichen Vergnügungen mir wohl zu selten; aber doch muß ich heute mein Wort zurücknehmen.

Willmann. Das heißt, Du mußt hier bei Deinen todten Gesellschaftern bleiben. Und der Grund dazu?

Friedheim. Würdest Du wohl unwillig, wenn ich auch diesen Dir heute verschwiege?

Willmann. Ich glaube, ich bin es schon, daß Du Dein Wort brachst; hätte warlich Ursache, es doppelt zu sein, wenn Du selbst den Grund dieser Wankelmuth mir verheltest, und könnte wohl endlich gar darauf kommen, Du hättest gar keinen.

Friedheim. Nun dann! (zeigt auf seinen leeren Beutel) Hier fehl't's.

Willmann. Und empfangst erst heute den Lohn für Deinen monatlichen Unter-



richt! — Ausflüchte, Friedheim! Ausflüchte!

Friedheim. Die sind es wahrlich nicht, lieber Willmann! Aber dringe nicht weiter in mich! Ich habe noch Geld; aber zu meinem Vergnügen blieb mir nichts übrig.

Willmann. Friedheim! Du bist also wirklich zurückhaltend genug, um auch in dieser Kleinigkeit Dein Vertrauen mir zu entziehen?

Friedheim. Würde wenigstens es heute gern sein, wenn ich Dich weniger aufgebracht, weniger neugierig sähe; darum laß mich nur diesmal mein Geheimniß für mich behalten.

Willmann. Nur diesmal? Wo ich am meisten Aufklärung desselben fordern darf? Nun, es sei! Aber rechne nun auch ins künftige auf Zurückhaltung, auf Geheimnisse von meiner Seite.

Friedheim. Also muß ich es Dir gestehen? — Nun, so höre dann und spotte meiner nicht: ich habe, was ich heute zu meinem Vergnügen bestimmte, was ich nur, um selbst im künftigen Monat dem Mangel nicht ausgesetzt zu sein, mir entziehen konnte, einer armen Frau gegeben. — —

Billmann. Habe es wirklich vermuthet, daß es so eine Geschichte sein würde. Aber giebt man denn einer armen Frau so viel?

Friedheim. Nicht einer jeden, aber dieser. Höre Billmann! Du weißt, ich bin dürftig, bin nichts weniger, wie beneidenswerth; aber gegen diese, gegen ihren Mann, bin ich ein König.

Billmann. Das wäre! (lachend)  
Dann bin ich wohl gegen ihn ein Kaiser.

Friedheim. (mit steigendem Feuer)  
Mehr



Mehr noch, glücklicher Willmann! — Ach, hättest Du ihn gesehen, wie er todtenfarbig und hilflos auf seinem harten Lager hingestreckt lag, wie er in seinen Schmerzen sich krümmte, wie der Tod schon sichtbar an seiner Vernichtung arbeitete, wie die Verwesung mit ihrem Hauch ihn schon umgab — bei Gott! Du hättest des Spottes vergessen, Dein Herz hätte Dir brechen müssen. — Doch, Du sahst vielleicht diese Stufe des Elendes noch nicht, hörtest vielleicht die Beschreibung desselben noch nicht aus dem Munde der Unglücklichen; ich sah es, hätte, wenn ich reich wäre, die Hälfte meines Reichthums nicht geachtet, um es zu heben. Ist war es nur eine Kleinigkeit, die ich ihnen geben konnte.

Willmann. (Kalt) Alles recht gut, lieber Freund! Nur hättest Du nicht dabei

vergessen sollen, daß wir heute nach Zeh-  
lendorf wollten.

Friedheim. O, das schmerzt mich  
nicht, daß ich dieses Vergnügen entbehren  
muß; aber das schmerzt mich, daß Du so  
kalt, so ungerührt bleibst.

Willmann. Wenn Du nicht schwär-  
men, kalt sein nennst, dann bin ich es, bin  
es gern. Verlangst Du denn, daß ich mich  
um andrer willen härmen, daß ich wie ein  
Weib empfindeln, mit jedem Jammernden  
mitjammern soll?

Friedheim. Du beugst mir absicht-  
lich aus. — Nicht härmen, nicht empfin-  
deln, nicht jammern sollst Du; das möchte  
wohl alles sehr unwirksam sein. Nur nicht  
ganz über die Leiden unserer Brüder weg-  
sehen, nur als Mann warmen Antheil da-  
ran nehmen, nur als Mann die Hand aus-  
strecken und die Last auf dem wunden Rück-



ken des Unglücklichen erleichtern, das, Freund,  
 das heißt die Menschlichkeit von uns. —  
 Würdest Du denn nicht höchst glücklich sein,  
 nicht ein unendliches Vergnügen daran fin-  
 den, wenn Du das Elend der Menschen  
 um Dich her vernichten könntest? — Laß  
 mich also immer der Menschheit dieses kleine  
 Opfer gebracht haben. Das Bewußtsein,  
 daß ich die Leiden einiger Unglücklichen viel-  
 leicht eine kurze Zeit milderte, daß ich ih-  
 nen vielleicht einige frohe Minuten machte,  
 ist mir weit süßer, als alles ländliche Ver-  
 gnügen, das der heutige Tag mir gewähren  
 sollte.

Willmann. Schwärmer! so bleib  
 denn hier in der Einsamkeit bei Deinen  
 todtten Gesellschastern, wenn Du bei den le-  
 benden nicht sein willst.

Friedheim. Sehr gern, lieber Will-

mann! Sie sind oft lehrreicher und beredter,  
wie jene.

---

So dachte und handelte der Jüngling,  
den von der zartesten Jugend an ein wü-  
driges Geschick verfolgte, den das Unglück  
zum steten Ziel sich ausgesondert zu haben  
schien! —

Daß er sich bei dieser Stimmung des  
Herzens, bei diesem seltenen Geiste, sehr  
von seinen Genossen unterschied, daß er oft  
das Ziel ihres Witzes, ihres Spottes ward,  
ist wohl jedem, der den rohern Theil der  
Musesöhne kennt, sehr einleuchtend. Zwar  
eränkte ihn der Spott dieser Unedlen oft  
sehr; aber ihn von der einmal betretenen  
Bahn zu entfernen, das vermochten sie mit  
allem ihren Hohne nicht. Er war zu edel,  
fühlte die Wahrheit der Empfindungen sei-  
nes Herzens zu sehr, um dadurch erschüt-



tert zu werden, um sie mit alltäglicheren zu vertauschen. Und selbst die, die seiner öffentlich spotteten, bewunderten ihn im Stillen, beneideten ihn seiner edleren, unbefleckteren Seele wegen, und hätten sie gern befleckt, gern von Lastern geschwärzt gesehen. — Oft hatten sie ihm schon das Laster von der lockendsten Seite gezeigt, hatten mit mächtigem Arm ihn in dasselbe zu verstricken gesucht; aber immer sah er unter der verhüllenden Decke ihre schändliche Absicht, und blieb rein und unbefleckt. —

Endlich wagten es die Unedlen selbst, was ich, zur Ehre der Menschheit, so gern verschwiege, das Laster ihm in dem Gewande der Tugend und Unschuld näher zu bringen, um so, in dem Augenblicke der Ueberraschung und der Ergießung aller Empfindungen, ihm seine Tugend und Unschuld zu rauben. — Doch, wir wollen

den Jüngling in dieser entscheidenden Stunde, bei diesem verborgenen Abgrunde selbst sehen und auch von dieser Seite ihn näher kennen lernen. Nur so viel sei noch gesagt, daß der Betrogene nicht wußte, wohin seine Mitbrüder ihn heute führten, daß er bei Edlen, bei Rechtschaffenen zu sein wähnte. —

Haus der Freude. Friedheim und mehrere Jünglinge. Einige Töchter der Freude, sitzsam, doch reizend gekleidet. Emilie, unter ihnen die jugendlichste und schönste, mehr in Beginnender, als schon entfalteter Blüthe. Ihre Gebieterin, unter dem Namen ihrer Mutter, unter ihnen.)

Erster Jüngling. Wel Gott, ein schöner Frühlingstag! — Ihn ungenutzt vorbeigehen zu lassen, seiner heitern, stärken:



den Luft nicht zu genießen, wäre Sünde.  
Nicht wahr? Bruder!

Zweiter. Du sprichst aus meinem Herzen, und ich würde schon längst diesen Vorschlag gethan haben, wenn wir Männer es wagen dürften, den Damen ein Vergnügen vorzuschreiben.

Mutter. Als wenn Sie dies nicht schon thäten; als wenn Sie sich nicht schon in allen Sachen die Herrschaft über uns angemacht hätten!

Zweiter. Sie wissen warlich die Ketten, an denen sie uns führen, vortreflich mit Blumen zu umwinden, nennen sich Besiegte, und tragen dennoch den Lorbeer.

Mutter. Fehlet Schmeichler! Sie wollen uns nur mit unsrer Schwäche nicht kränken, und meiden den Punkt, den ich berühren wollte. — Müssen Sie denn nicht zu allen unsern Vergnügungen den Weg

bahnen, und giebt Ihnen dies nicht schon Herrschaft genug über uns?

Zweiter. Wolte der Himmel, Sie sprächen wahr! dann machten wir uns jezt gleich auf, den angenehmen Garten wieder zu besuchen, worin wir vor einigen Tagen so vergnügt waren.

Erster. Und Sie mit Ihrer ganzen reizenden Familie begleiteten uns.

Mutter. Ganz möchte ich wohl diesmal Ihren Wünschen nicht nachkommen können. Emilie ist krank und müßte zurückbleiben; wer würde ihr aber in der Einsamkeit Gesellschaft leisten?

Zweiter. Dafür lassen Sie mich sorgen. Wir lassen den Frömmsten unter uns hier, dem armen Kinde die Zeit zu verkürzen.

Mutter. Der Frömmste von Ihnen möchte wohl immer nur in sehr geringem



Grade fromm sein, möchte wohl immer meiner Emilie gefährlich werden.

Dritter. Das glauben Sie nicht! (zeigt auf Friedheim) Sehen Sie hier ein wahres Muster der Frömmigkeit, einen wahren arkadischen Schäfer.

Friedheim. (Mit einer Verneigung gegen die Mutter) Ich wünschte dieses Lobspruchs würdig zu sein, und würde, wenn ich es wäre, für ihn nicht erröthen; erröthe noch weniger jetzt, da er nur feiner Spott ist.

Mutter. Sie wissen sehr bescheiden jede Schmeichelei von sich abzulehnen. Aber im Ernst, Herr Friedheim, ich halte Sie für den Frömmsten, und es wird mir angenehm sein, wenn Sie den Nachmittag bei mir und meiner kranken Tochter verweilen. Und dann, meine Herren, können Sie immer Ihren Vergnügungen nachhans

gen, und meine Töchter mögen Ihre Begleiterinnen sein; aber wir beide wollen dem armen Mädchen den Liebesdienst erweisen.

Emilie. Ach, Herr Friedheim wird zürnen, daß ich die Störerin seines Vergnügens bin!

Friedheim. Zürnen, meine Schöne? Ja wahrlich! zürnen über mich, wenn ich Sie verlassen könnte.

Dritter. Da haben wir's! O, zu Liebesdiensten ist er jede Stunde bereit!

(Die Uebrigen entfernen sich, und Friedheim, die Mutter und Emilie sind allein.)

Mutter. Ich freue mich, daß ich Sie gleich von einer so guten Seite kennen lerne. Sie sind ein Phönix in unserm Jahrhundert. (Sie bringt eine Flasche Wein) Hier, vertreiben Sie sich die Zeit! Wir wollen deshalb nicht weniger vergnügt sein,



obgleich unser Zirkel kleiner geworden ist.  
 (Eine Magd kommt und sagt ihr etwas  
 ins Ohr) O Himmel! zur ungelegnern  
 Zeit hätte mir der Mann nicht kommen  
 können; doch, vielleicht kann ich mich in  
 einem halben Stündchen wieder von ihm  
 losmachen, und dann bin ich gleich wieder  
 bei Ihnen. — Emilie, schenke ja fleißig  
 ein, und laß dem Herrn die Zeit nicht lang  
 werden. (Heimlich zu ihr) Mädchen, spiele  
 Deine Rolle klug! — (Sie geht ab)

Emilie. (Nachdem sie sich vertraulich  
 zu ihm gesetzt hat) Trösten Sie mich, Herr  
 Friedhelm! Ich bin unglücklich.

Friedhelm. Unglücklich? — In dies-  
 ser vollen Blüthe des Lebens, bei dieser  
 Wange voll Gesundheit, bei diesem Auge  
 voll Feuer und Jugend unglücklich? —  
 Ich staune!

Emilie. Und dennoch ist es die lau-

terste Wahrheit. Ich möchte gern immer weinen; bin auch am Leibe nicht krank, aber an der Seele.

Friedhelm. Ich erstaune noch mehr. — Und der Grund dieses räthselhaften Trüb-  
sinns, wenn ihn anders Einer meines Ge-  
schlechts wissen darf?

Emilie. (Mit der natürlichen Miene der Unschuld) Einer Ihres Geschlechts? Das weiß ich selbst nicht; aber warum sollte ich ihn denen verhehlen, die er am meisten betrifft? — Ach, wenn Sie es nur wüßten! Meine Mutter ist so strenge mit mir, schmält fast immer auf mich und legt mir unaufhörlichen Zwang auf. Wenn sie es sähe, daß ich mich hier zu Ihnen gesetzt hätte, so würde sie wieder schmälern; und selbst darüber würde sie schmälern, daß ich Ihnen dies sage.

Friedhelm. Armes Mädchen! Ich



bedauere Sie. Aber trösten Sie sich; Mütter schmälen aus Zärtlichkeit, und es wird gewiß eine Zeit kommen, wo die Ihrige minder strenge sein, minder Zwang Ihnen auflegen wird.

Emilie. Ach gewiß nicht! Ich habe das auch gedacht; aber sie wird immer härter. — Als ich noch kleiner war, erlaubte sie mir doch, immer ganz vertraut mit meinen Gespielen umzugehen und mit ihnen allein zu sein; auch war ich unsers Nachbars Sohne so gut, habe den Knaben so oft geküßt und sie hat nie darüber geschmäht. Und nun soll ich dem Jüngling, der mir noch weit lieber ist, nicht mehr gut sein, soll ganz kalt und zurückhaltend mit ihm reden, soll ihn zurückstoßen, wenn er mich küssen will, soll alle Männer hassen, und das kann ich doch nicht.

Friedhelm. Liebe Unschuld! — Wo

mit soll ich Sie trösten? Ihr Schmerz ist so liebenswürdig, daß ich Sie unendlich gern darin versunken sehe. Aber hassen werden Sie unser Geschlecht nicht, das wird Ihre Mutter nicht wollen.

Emilie. Ich soll mich vor Ihnen scheuen, soll Sie fliehen — heißt das nicht hassen? Ich soll ganz der Natur, ganz meinen Neigungen zuwider leben; sehen Sie, das macht mich unglücklich, und ich habe schon oft gewünscht, daß ich noch ein kleines Mädchen und mein Fritz noch ein Knabe wäre.

Friedheim. Ein liebenswürdiger Wunsch! Aber, wenn Sie dies trösten kann: Sie werden wahrlich noch einst der Natur getreu und nach Ihren Neigungen leben können — (schnell ihre Hand ergreifend) wahrlich noch der Stolz und das Glück eines Jünglings sein! —



Emilie. Ach, Herr Friedheim, lassen Sie mich los! Wenn es meine Mutter sähe, was würde Sie auf mich Arme wieder schmälen! — Aber, warum verweilen wir noch länger hier im Zimmer? Kommen Sie, wir wollen der schönen, alles neu belebenden Frühlingsluft genießen. Ich will Sie zu meinem Lieblingsort in unserm Garten führen. Doch vorher dies Glas noch; das übrige nehmen wir mit.

Friedheim. Lassen Sie mich fliehen, liebes Mädchen! Sie berauschen mich zwiesfach: durch Wein und durch Ihre Gegenwart. — Wie vermag ich, so mächtigen Reizen zu widerstehen? — Lassen Sie mich fliehen, liebes Mädchen!

Emilie. Sie wollen mich fliehen? Friedheim! — Erhielten Sie denn auch so ein strenges Gebot, wie ich, jedes Mädchen zu fliehen? — — So fliehen Sie mich

denn; — ich will allein hingehen, und wissen, daß ich so verlassen bin.

Friedheim. Sie, verlassen? Nein, bei Gott! das sollen Sie nicht. Ich gehe mit Ihnen; ein guter Engel sei unser Begleiter, breite sich schützend über uns aus!

Emilie. (Naiv und unschuldig) Ach, wir sind dort vor aller Gefahr sicher, und einsam. Niemand wird es wagen, uns zu verletzen.

---

(Garten. Dunkle Laube mit einer Rasenbank, auf welcher Friedheim und Emilie sitzen. Letztere lehnt sich an ihn an und hält seine Hand.

Emilie. (Schüchtern und naiv) Sagen Sie mir, Friedheim! kennen Sie auch die Liebe? Ist unter unserm Geschlecht auch Eine, die Ihre Seele liebt? Und wenn Sie  
nun



nun bei dieser Einen verweilen, wenn diese sich nun liebevoll an ihre Seite schmiegt, — was empfinden Sie dann? Schlägt dann auch Ihr Herz so fühlbar empor? Walle dann auch Ihre Brust von mächtigen Empfindungen über? — Sagen Sie mir: tranken Sie schon aus diesem Becher, der mit Nectar und Bermuth gemischt ist?

Friedheim. Liebes, unschuldiges Mädchen! Ich fand noch keine, zu der meine ganze Seele sich neigte. Es giebt nur noch wenig Unschuldige und Unbefleckte; und eine solche würde doch nur mein Gefühl fordern.

Emilie. Also lieben Sie nicht, fühlen das innere Sehnen, das zitternde Verlangen zu dem Mädchen nicht? So bin ich denn allein die Unglückliche, die von so stürmischen Empfindungen leidet? — Nun, so stehen Sie mich, so lassen Sie mich



mein Gefühl hier in der Einsamkeit ausweinen!

Erte dheim. Zürnen Sie nicht, reizen des Mädchen! daß noch keine mich ganz besiegte; ich bin deshalb nichts weniger als gefühllos. — Wenn nun keine noch so liebenswürdig, so unschuldig, wie Sie, mir schien; wenn nun dieser Augenblick mich umgeschaffen hätte; wenn ich nun das für Sie empfände, was Sie eben so treu, so rührend schilderten?

Emilie. (Fällt ihm um den Hals. — Lange Umarmung) Herrlicher Jüngling! Sie fühlen also dies verlangende Zittern auch? In Ihrem Busen lodert also eben die Flamme, die in meinem lodert? — O, Sie erschaffen ein neues Leben in mir! Sagen Sie es noch einmal, daß Empfindung in Ihrem Busen schlägt, dann wird die Wolke meines Kummers schnell verschwinden.



Friedhelm. Ach, wenn dies Ihren Kummer zu verschewchen vermag, so will ich es wohl tausendmal wiederholen: ich fühle diese edle Neigung, eben die Sehnsucht reißt mich mächtig zu dem Mädchen hin, und zu keiner noch mehr, als zu Ihnen. — Aber, liebes Mädchen! ich muß diesen Taumel bekämpfen; mich zwingt ein eben so strenges Gebot, wie Sie. Ich liebe Sie; aber ich muß fliehen! Lassen Sie mich! Ich flehe Sie: lassen Sie mich! Fliehen Sie selbst!

Emilie. Harter, unbarmherziger Mensch, Sie täuschen mich! Sie lieben mich nicht, Sie hassen mich. Warum sollte ich Sie sonst verlassen? Ich Unglückliche! Sie hassen mich.

Friedhelm. Was soll ich thun, womit soll ich es bezeugen, daß mein Mund aus der innersten Falte meines Herzens sprach? Ich liebe Sie heiß, wie man nur

eine Sterbliche lieben kann! Aber die Pflicht gebietet; Wir müssen uns trennen, müssen uns waffnen mit Standhaftigkeit, müssen diesen wollüstigen Zaumel unterdrücken!

Emilie. Die Pflicht? — Ach, welche Pflicht kann so grausam sein, dies zu gebieten? Kann mir wehren, daß ich nicht mit süßem, innigem Gefühl an diese blühende Wange die melnige schmiege, daß ich diese Lippen nicht mit den meinigen berühre, daß ich Sie nicht liebevoll an mein heißlopfendes Herz drücke?

(Friedheim küßt sie einigemal mit voller Empfindung, und biegt sich dann schnell mit sichtbarem innerlichen Kampf zurück.)

Friedheim. (ängstlich) Fliehen Sie mich, bezauberndes Mädchen! Unser guter Engel verläßt uns. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir! Ich flehe Sie bei allem,



was der Tugend, was der Unschuld heilig  
ist, fliehen Sie mich!

Emilie. (Mit immer steigendem Gefühl)  
Sie helfen mich fliehen, Grausamer? In  
diesem Augenblick der Besetzung, in diesem  
Zaunel namenloser Gefühle? — Reißten  
Sie den Becher von den Lippen des Ver-  
schmachteten, da er ihn kaum berührte;  
lassen Sie ihn schwachen, wenn Sie kön-  
nen! (Sich losreißend, und mit stark entblös-  
tem Busen neben ihn hinsinkend) Tiger! hast  
Du keinen Dolch, womit Du diesen Busen  
zerfestsdest?

Friedheim. (Sie wieder in seine Arme  
schließend) Schone mich, schone mich, ver-  
blendetes Mädchen! Ich bin ein feuriger  
Jüngling, vergehe unter der Last meiner  
Empfindungen! Unser Schutzengel verläßt  
uns! (Eine stumme Pause. Beide mit ver-  
schlungenen Armen. Sie, mit allen lockenden

Künften des Weibes ihn reizend) Engel in  
 Welbesgestalt, unschuldiges Geschöpf! Dich  
 schließ ich in meine Arme? (Küßt sie noch  
 einmal feurig) Wer bin ich? Küzzelt ein  
 wollüstiger Traum meine Sinne? Nein!  
 Die Unschuld liegt vor mir, ringt ohnmäch-  
 tig mit dem Laster. — Ha, Friedhelm,  
 Du ein Vergifter der Unschuld? (Reißt  
 sich schnell los und springt auf)

(Emilie liegt mit geschlossenen Augen, wollust-  
 athmend, und wie im Schummer die  
 Arme nach ihm ausstreckend.)

Emilie. Ich sterbe, Friedhelm!

Friedhelm. (Mit voller Empfindung des  
 Herzens) Diesen schlummernden Engel,  
 diese reizende Schönheit, diese Blume, die  
 so herrlich aufblüht, sollte mein Hauch be-  
 flecken? Diesen Zauber, der das fühlende  
 Mädchen ergriff, sollte meine Lust zur Ent-



weihung der Unschuld nützen? Dies köstliche Kleinod, das die sorgsame Mutter mit so zärtlicher Pflege bewachte, sollte mein Arm mit schändlicher Begierde hinwegreißen? Diesen flüchtigen Augenblick sollte ich gegen Jahre voll Reue und eines besleckten Gewissens eintauschen? — — Hinweg von ihr, noch reiner, noch unbefleckter Jüngling! Sei durch deine Nähe nicht länger der Widersacher der Unschuld! —

---

Friedheim floh! — Wer fühlt hier nicht ganz das Opfer des Tugendhaften? — In diesem Augenblick der Berausung, in dem alle schlummernden Empfindungen mächtig in ihm erwachten, in dem ein Mädchen, in der schönsten Blüte des Lebens, mit allen Reizen der weiblichen Bildung geschmückt, wollustathmend vor ihm da lag, seine Glut

noch mehr anzufachen sich bemühte, in dem jede Nerve Wollust, nur Wollust zuckte, — in diesem siegenden Augenblicke dem Taumel der Liebe sich zu entreißen, unüberwindlich der Tugend treu zu bleiben; wahrlich, das verräth eine edle, eine standhafte Seele! — So ergreift der in den Fluten Versinkende, wenn sie schon über ihm zusammen zu schlagen beginnen, einen herabhängenden Zweig, und rettet sich an das blumigte Gestade. So erwacht in dem Verzweiflenden gewaltig die Lust zu sterben; mit stürmender Empfindung irrt er in dem Zimmer umher, und faßt schon das Mordgewehr, um es in den Busen zu stoßen — da erwacht sein kleiner Liebling, der sanft in der Wiege schlummerte, lächelt mit dem süßen, unschuldigen Lächeln der Kindheit ihn an, und neue Liebe zum Leben kehrt in seine Brust zurück.



Daß nach ihrer Wiedervereinigung die ganze Gesellschaft verändert war, kalt und spöttelnd die Mutter, milder sittsam und unschuldig die Töchter der Freude, launigt und unruhig die Gefährten Friedheims schienen, daß dieser noch den nehmlichen Abend erfuhr: das Mädchen, welches er für die Königin der Unschuld gehalten, sei eine beginnende, schon entweihte Buhlerin, habe nur auf Anstiften seiner Genossen die Mörderin seiner Unschuld und Tugend sein sollen; — dies alles übergehe ich, und eile nun zu merkwürdigeren Scenen seines Lebens. —

Das Unglück, das ein treuer Gefährte des Knaben und des Jünglings war, das ihn zur Akademie begleitete, das auf derselben stets zu seiner Seite stand, blieb es auch noch, als er sie verließ. Alle Versuche, sich jetzt, wenn auch dürftig, doch anständig

wenigstens, seinen Unterhalt zu verschaffen, waren fruchtlos; der Unglückliche blieb verlassen und hoffnungslos, und mußte zuletzt, so sehr sich auch seine ganze Seele dagegen empörte, bei dem unedlen Sternberg einen Zufluchtsort suchen. — Und der ehrsüchtige Mann erfüllte, was manchem wohl wunderbar scheinen möchte, die Bitte des Verlassenen, und nahm ihn, da ihm kein anderer Weg zur Erhaltung mehr übrig blieb, in sein Haus. Allein die Quellen zu dieser anscheinenden Großmuth sind leicht aufzufinden, und möchten, mit schärferem Auge betrachtet, wohl nichts weniger als lauter und ungetrübt seyn. — Sternberg hatte schon oft gefunden, daß man seine Härte gegen Friedheim, so sehr er sie auch in den Schein des Rechts einzuhüllen wußte, dennoch nicht billigte, daß es den Edlen grausam und niedrig schien, bei so ungeheuern Schätzen



einen Blutsfreund, einen hoffnungsvollen Jüngling darben zu lassen, und der Gedanke: längere Verstoßung des Verlassenen möchte seinem Rufe nachtheilig sein; der Gedanke: wenigstens von außen scheinende Wohlthätigkeit gegen den, den er undankbar, so unwürdig für jede Wohlthat geschildert hatte, Aufnahme desselben und gänzliche Versorgung gar, würde von Adel des Herzens und einer großen Seele zeugen, vermochte ihn schon allein zu diesem Entschlusse zu bewegen. Hierzu kam noch, daß Friedheim nichts weniger als ein unnützer Hausgenosse Sternbergs ward. Dieser brauchte so nöthig einen Aufseher, einen Lehrer für seine Kinder, hatte so viele mühsame Geschäfte, und fand keinen, der mit weniger Unbequemlichkeit und Kosten von seiner Seite, dies alles übernehmen konnte, als Friedheim. Daß freilich alle diese Dienste

verhelmsicht wurden, daß es schien, als käme diese Versorgung des Jüngling aus lauterem Mitleid, aus Menschenliebe her, brauche ich wohl nicht anzuführen.

Friedheim lebte also jetzt in dem Hause seines Todfeindes und hing bis zur kleinsten Handlung, bis zur unbeträchtlichsten Freiheit von ihm ab. Freilich war seine Lage nichts weniger, als glücklich! Denn alles, was Verachtung, was kränkende Vorwürfe der Unbrauchbarkeit, was tägliche Vorwerfungen der Gnadensbezeugungen, was heimlicher Groll des Vorgesetzten gegen den Untergebenen, was Spott und Beleidigung bösariger, ungehorsamer Zöglinge gegen den verehrten Lehrer, was inneres Gefühl, solch ein Schicksal nicht zu verdienen, schmerzliches und bitteres haben, — das alles stürmte mit betäubenden Schlägen auf den Jüngling los, und er war jetzt zwiefach unglück-



licher, als je vorher in seiner Dürstigkeit. — Das Feuer seiner Augen verlosch, die Röthe seiner Wangen verblich, kränzlich und abgezehrt ward sein Körper, und nur zu oft wünschte sich der Leidende aus dem Buche der Lebenden schon getilgt. —

Einige Jahre des Kummers und der tödtlichen Schwermuth waren so verlossen, Friedheim jezt nahe daran, in die Jahre des Mannes überzugehen, als nach einer langen und schmerzhaften Krankheit der oben schon erwähnte Kaufmann starb. Sternberg war sein nächster Erbe. Die Freude, die sich darüber in seinem Hause verbreitete, war unbeschreiblich, und den ersten freundlichen Blick, das erste sanfte Wort empfing heute Friedheim von ihm. — Er sollte nun im vollsten Maaße seinen Ehrgeiz befriedigen, sein Haus eins der ersten und reichsten seiner Stadt seyn;

dieser Zaumel ergriß ihn so mächtig, daß er einem Wahnsinnigen glich. —

Mit klopfendem Herzen, mit ängstlich durchwachten Nächten, mit wechselnder Angst und Freude ward der Augenblick erwartet, in dem nun des Verstorbenen Wille über jeden Zweifel entscheiden sollte. — Er kam; die Zeugen versammelten sich, entsiegelten die geheimnißvolle Schrift, und siehe: der Erbe des hinterlassenen Goldes, des unermesslichen Schatzes war — Friedheim! — —

Wenn am lichten Mittag, bei unbedecktem Himmel ein Pfeilschneller Blitz, dicht neben dem einsamen Wanderer, eine Eiche zersplittert, so kann er vor Schreck und Entsetzen nicht bleicher werden, als jetzt Sternberg. — Unangekündigt und um so erschütternder kam dieser Schlag, entwickelte schnell in ihren geheimsten Fal-



ten die schwarze Seele des Heuchlers, und ließ einen offenen Blick in dieselbe thun. Schnelles Zucken des zitternden Körpers, fliegende Röthe mit schnell wechselnder Blässe, stammelnde Flüche, drohende Verwünschungen wider den Verstorbenen und den Erben, unwiderstehlich ausbrechender Zorn, dunkel hervorschimrender Versuch, die Zeugen zu bestechen, die Schrift unkräftig zu machen, waren unverhaltbare Bewegungen der ersten Augenblicke, die selbst dem minder scharfsichtigen Auge nicht entweichen konnten. — Aber unumsößlich fest war das Vermächtniß, bestimmt und ohne die mindeste Spur von Zweideutigkeit der Ausdruck, und unwiderlegbar der Erbe des ganzen Vermögens: Friedheim. — Nach einigen Minuten kehrte die Besinnungskraft des Getäuschten zurück; er zwang die innern Empfindungen zurück,

vermochte zu lächeln, sich zu freuen, daß der verlassene junge Mann endlich nun versorgt, bis zum größten Ueberflusse versorgt sei; vermochte selbst, als er zu Hause kam, ihm Glück zu wünschen und für die Zukunft um seine Freundschaft zu bitten. —

Friedheim, dem das Lächeln der wankelmüthigen Göttin eben so fremd wie dem Blinden der gestirnte Himmel war, blieb bei der ersten Nachricht von seinem Glücke sprachlos und betäubt, wählte sich in einen süßen Traum verloren und bedurfte Stunden, um sich zu überzeugen, daß alles, was sein Ohr vernahm, was sein Auge sah, Wirklichkeit sei. Und gewiß, ein so schneller Wechsel von Trübsinn zu diesem Grad der Freude, hätte wohl den Standhaftesten, den Erfahrensten betäuben können! Es schien ihm, er wäre schnell aus  
einem



einem engen, nächtlichen Thale, wo seit  
 Auge nur Disteln und Felslöden sah, seit  
 Ohr nur einsame Stimmen der Nachtvogel  
 und dumpfes Rauschen des Waldstroms  
 vernahm, auf eine lichte Höhe versetzt,  
 wo rings um ihn her die Natur in fest-  
 licher Schöne verbreitet lag, wo der Früh-  
 ling mit all seiner Macht die Erde ver-  
 schönte, wo sein Blick unendliche Gefilde  
 voll Segen übersah. —

Wie viel der Besitz eines großen Ver-  
 mögens vermag, zeigte sich auch jetzt bei  
 unserm Friedheim. Alles um ihn her  
 formte sich jetzt in eine neue Gestalt; er  
 war in eine ganz andere Welt, unter ganz  
 andere Menschen gekommen. Lächelnde,  
 freundlich ihm zuwinkende Gesichter von  
 allen denen, die ihn vorher nicht bemerk-  
 ten, tiefe Verneigungen derer, die mit  
 Stolz auf ihn herab sahen, allenthalben



geöffnete Thüren, die dicht verschlossen vor ihm waren, schmeichelnde Versicherungen der Freundschaft und Achtung von denen, die ihn haßten, Schmeicheleien jeder Art, seiner nicht, des Goldes wegen, konnten selbst dem flüchtigsten Beobachter nicht entgehen. — Aber Friedheim, zu weise durch die lange Reihe von Unglück, um dieses äußern Schimmers zu achten, um durch die glänzende Hülle nicht auf das innere Leere durchzublicken, war kalt und gleichgültig gegen diese schnellen Vorzüge, suchte nichts weniger, als sein künftiges Glück darin. — Doch, ich vergaß zu erwähnen, wodurch unser biederer Jüngling eigentlich zu einem so unverhofften Glücke gelangte.

Einer aus dem Orden derer, die man von je her für Betrüger, für Stifter der abscheulichsten Thaten unter den Menschen hielt, die man so gern des Stolzes, des



Geizes, der Wollust und aller übrigen Laster beschuldigt, die ihr Stand zur Heiligkeit bestimmt, und bei denen es um so mehr hervorleuchtet, wenn sie dieser nicht gemäß leben, kurz: ein Priester war diesmal der Schöpfer dieses unverhofften und wohlthätigen Ereignisses. — Er war Menschenkenner, kannte Sternberg und Friedheim mehr, als sie beide wähten; und als der Kaufmann auf dem Sterbelager lag, als sein schlummerndes Gewissen erwachte, die Thränen der Wittwen und Waisen heiß auf seine Seele fielen, als die goldnen Haufen, mit dem blutigen Schweisse der Armuth benetzt, den Sünder schreckten, als er sich zu bekehren rang, — ergriff der Mann den späten Augenblick, den er für den Sterbenden nicht mehr heilsam zu machen vermochte, suchte für die Menschheit ihn zu nutzen, und über-

zeugte mit unwiderlegbaren Gründen den erschütterten Sünder: es sei besser, Gott gefälliger, daß der gesammelte Schatz, wenn gleich einem entfernteren Erben, den noch einem Edlen, einem Menschenfreunde, der ihn zum Wohl seiner Brüder verwenden würde, als einem Unmenschen, einem Verschwender zu Theil würde. — Der Priester vollbrachte, was er unternahm, im stillen, vergaß gern, sich und die Kirche zu bereichern, und verschwieg die menschenfreundliche That selbst Friedhelm. — Aber dem Forschenden gelang es bald, den verborgenen Edlen zu finden. Er ward sein Freund, in dem ganzen Sinn dieses Worte, und fühlte sich durch nähere Verbindung mit ihm noch glücklicher, als durch den Besiz des Goldes, den er durch ihn erlangt hatte.

Gern folge ich jetzt unserm Helden auf



seiner neuen Laufbahn, sehe die Fülle des Reichthums mit innigem Vergnügen in den Händen des Wohlthätigen, des Menschenfreundes, der immer, auch in der Armut schon, aus allen Kräften strebte, die Menschen um sich her zu beglücken, des Weisen, der ihren wahren Werth kennt, des Tugendhaften, der durch weisen Gebrauch sie veredelt, des Edlen, der sie als einen Schatz betrachtet, der ihm für sich nicht allein verliehen sei, den er nur verwalteten, und von dessen Ueberfluß er dem dürftigen Bruder reichen und ihn erquicken solle. — Friedheim war groß genug, als Reicher, der seine Schätze kaum zu übersehen vermochte, noch immer der zu seyn, der er als Dürftiger, als Verlassener war; war jetzt noch eben der, der er war, als er auf der Akademie jenen beiden Hülfbedürftigen das willig und gern hin-

gab, was er eigentlich zu seiner Erholung bestimmt hatte, hegte noch eben die Empfindung des Herzens, noch eben den sanften, mitleidigen Sinn. Die Fülle, die Ihu umgab, ergoß sich in milden Strömen, erquickte den Müden, tränkte den Lechzenden, richtete den Trostlosen auf, war ein Schatz, an dem jeder Dürstige Theil nahm. —

Täglich versammelten sich, wenn die Sonne kaum heraufgestiegen war, die Dürstigen der Stadt vor seiner Thüre, empfingen ununterbrochen ihre Gabe, und keiner von allen denen, die zur Armuth schon so weit herabsanken, ihr Brod erschlehen zu müssen, keiner von allen, die sich ihm naheten, ging unbefriedigt hinweg. Sein Tisch stand täglich einer bestimmten Anzahl Nothdürftiger offen, sättigte jeden Hungerigen, der, unvermögend sich selbst zu sättigen, zu



ihm seine Zuflucht nahm. Sinkende Familien kamen wieder empor; Verworfenene, durch Elend aus der menschlichen Gesellschaft Herausgestoßene kehrten zu ihr zurück; Verzweifelnde fühlten die Menschheit wieder und erwachten zum Leben; Unglückliche zur wiederkehrenden Freude. Das alles vermochte der goldne Klumpen in den Händen des Menschenfreundes, der, in der Gewalt seines vorigen Besitzers, jahrelang glanzlos und ungenutzt, vom schlummerlosen Gelze bewacht, vergraben lag.

O, wie herrlich ist es doch, wenn der Mensch ganz der Würde des Menschen gemäß lebt, wenn noch dunkle Spuren von dem Bilde seines Schöpfers, das er einst trug, an ihm erscheinen, wenn er mild und liebevoll wie er zu seyn, wenn er rings um sich jedes lebende Wesen der

Schöpfung zu beglücken sich bestrebt, wenn er dies für den höchsten Zweck seines Daseins hält!

Daß unter denen, welche er aus seiner Fülle unterstützte, allerdings viele waren, die diese Wohlthat nicht verdienten, die bei mehrerer Thätigkeit ihrer nicht bedurften, die nur aus Bequemlichkeit zu diesem Mittel der Selbsterhaltung sich erniedrigten, ist natürlich; aber der Edle wollte sich lieber des Unwürdigen mit annehmen, als den wirklich Unvermögenden, den wirklich Dürftigen darben lassen. Auch erinnerte sich Friedhelm bald an die beiden Unglücklichen, deren Elend er schon auf der Akademie zu lindern sich bemühte, wollte nun ganz das süße Glück genießen, der Schöpfer ihres Glückes, so viel ein Mensch es vermochte, zu seyn; aber ein anderer Wohlthäter hatte schon ihrem



Jammer ein Ende gemacht: der Tod. Sie waren beide, dürftig und verlassen, in jenes bessere Land hinübergeschlummert. —

Groberer, die ihr siegreich den halben Erdkreis besiegten, vor deren Fußtritt Königreiche vergingen und Länder erbeben; Helden, vor deren unbefiegttem Arm, in dem Getöse der Schlacht, die feindlichen Schaaren wie schwache Halme dahin sanken; Gewaltige, die Pracht und Hobeit und äußerer Glanz mächtig umstrahlte, die der Pöbel mit stummer Bewunderung anstaunt — beugt euch vor diesem, lernt hier die wahre Größe der Seele, den wahren Adel des Herzens kennen! — —

Ein Jahr war bereits verfloßen, und Friedheim das allgemeine Gespräch der Stadt, beim belasteten Tische der Großen und beim dürftigen der Armuth, in Kafeehäusern und auf Promenaden, in Ver-

such: und Krankenzimmern; keiner mehr verehrt, mehr bewundert, mehr geliebt, keiner mehr gehaßt, als er; keiner stolzer, lieber reicher und herablassender; keiner verstellter, edler und offner: so theilten sich die Urtheile, und unter den Lästlern erhob sich unverhörbar die Stimme der Unglücklichen, die er beglückte, der Leidenden, die er tröstete, der Verlassenen, die nur in ihm einen Retter fanden, der Waisen, deren Vater er war, und klagte sie laut der Unwahrheit und Verläumdung an. Aber er blieb bei allen diesen Urtheilen kalt, wich von seinem Pfade nicht ab, ward durch die rühmlichen nicht stolzer, durch die kränkenden nicht gebeugter, und begann nun erst das Glück seiner neuen Lage recht zu fühlen.

Aber ach, schwarze Gewitterwolken thürmten sich über seinem Haupte auf! —



Einſt mußte Friedheim weinen, als er am Morgen unter die Verſammlung der Aufrichtigen die Gabe vertheilte, war bei ihrem Danke gerührter als je, hätte gern den Tag bei ihnen in ſtummer Wehmuth verweilen mögen, und als ſie ihn verließen, ſanken dieſe wehmüthigen Gefühle ſtets laſtender auf ſeine Seele. — Am folgenden Morgen war ſeine Thüre verſchloſſen, blieb es, als die Wartenden ſchon lange verweilt hatten, und es ſchlen, als wäre kein Lebender in dieſem Hauſe. Selbſt auf ihr wiederholtes Klopfen und Ruſen ward ihnen keine Antwort, und es blieb alles ſtill und öde. — Dieſer Vorfall war allerdings verdächtig, verbreitete ſich bald weiter, und man beſchloß endlich, daß Haus mit Gewalt zu öffnen. — Aber Himmel, welch ein Anblick! Gefeffelt, mit verſchloſſenem Munde und kaum noch

athmend, lagen alle Bediente Friedheims, vermochten kaum zu erzählen, daß verlarvte Männer sie plötzlich in der Mitternacht überfallen und in diesen Zustand versetzt hätten. Aber ihr Gebieter war nicht unter ihnen, war in keinem Theile des Hauses, und man fand nur einige Ströme von Blut in seinem Zimmer, als wäre der Ueberfallene da gemordet und entseelt mit hinweggenommen worden. —

Die klagende Stimme der Verlassenen, die stillen Seufzer der Leidenden, das laute Schluchzen der Waisen, die nun sich erhoben, waren ein felerliches Schauspiel, erschütterten selbst das fühlloseste Herz und zeugten laut von dem Edelmuth des so plötzlich Entrissenen. Verscheucht und klagend irrten sie umher, und schon heute reichte Niemand ihnen die Gabe mehr. —

Sternberg war Friedheims nächster An-



verwandter. Eilende Boten flogen zu ihm (er war eben nahe bei der Stadt auf seinem Landgute), und er kam mit Schwelß betriefften Rossen und athemloser Angst herbei, erstaunte mächtig über die verwegne That, nahm schnell Besitz von dem Hause des Verschwundenen, fand mit Entsetzen alles erbrochen, geraubt die besten Kleindien, ward innigst gerührt, als er das Blut in dem Schlafgemache Friedheims erblickte, war ganz untröstlich, als die herbeigerufenen Aerzte versicherten, ein Mensch, der so viel Blut verloren, hätte nur todt entführt werden können, und sandte Kundschafter nach allen Gegenden, um, wo möglich, die Thäter auszuforschen. — Auch in der Stadt wurden die sorgfältigsten Anstalten getroffen; aber alles war fruchtlos. Unverrichteter Sache kehrten die Ausgesandten zurück, hatten selbst



nicht die mindeste Spur von den Räubern, und der ganze Vorfall sah einem Wunder ähnlich. Wochen verflossen, Monate verflossen, und immer blieb das Geheimniß unerforscht. Lauer wurden die Untersuchungen, lauer die Gespräche von ihm, und endlich, als nun auch eidlich von den Aerzten erhärtet wurde, Friedheim hätte nothwendig an dem verlorenen Blute sterben müssen, fiel sein ganzes hinterlassenes Vermögen seinem nächsten Anverwandten, Sternberg, zu. —

---

Um von der Quelle anzufangen, aus der sein Unglück entsprang, müssen wir zu dem Scheidewege zurückgehen, wo wir uns mit Friedheim von Sternberg trennten. — Wer unter allen, die nur die Oberfläche des menschlichen Herzens kennen, könnte wäuhnen, daß der getäuschte Stern-



berg den Verlust des gehofften Erbes mit Gleichmuth ertrug, daß er ihr vergaß und dem so lange Leidenden sein Glück gönnte? Wem unter allen hätte nicht längst geahnet, daß jener der Stifter dieser schändlichen That war? — Tief war sein Herz von der fehlgeschlagenen, schwindelnden Hoffnung verwundet, schwoll von Gift und Rachsucht auf, und brütete stürmend in der Stunde der Mitternacht über die schmerzende Täuschung. Gehaßt hatte der Unedle Friedheim im Knabenalter schon, haßte mehr noch den Jüngling, je mehr Tugenden er an ihm entdeckte, nährte den bittersten Grimm wider den beginnenden Mann, als er, wiewohl unschuldig, der Störer seiner glänzendsten Hoffnungen ward. Und als nun Friedheim zu glänzen begann, mehr geehrt und gesucht ward, als er, da stieg sein Grimm bis zur

sten Stufe, da rief jeder Gedanke seiner Seele laut: Rache! — Nicht blutige, nein, langsame, herzzerfleischende Rache! — In einer Stunde der Unruhe und des brütenden Hasses erfand sie der Verabscheuungswürdige, und mit ihr zugleich ein Mittel, seinen heißen Durst nach den entrissenen Schätzen zu stillen. Rastlos war er nun jeden Augenblick, marterte sich unaufhörlich, was er erfand, auszuführen, und seine Gattin, stolz und boshaft wie er, nahm Theil an dem schaudervollen Entschluß. Gold erkaufte bald einige Bösewichter. Unter ihnen war sein eigner Bediente, listige und ränkevoller noch, wie er selbst. —

In einer schwarzen Nacht waffneten und verlarvten sie sich, und eilten, mit Gefäßen voll Blut, zu der stillen Wohnung Friedhelms. Sando, so hieß der Bediente,



diente, kannte die Zugänge, die geheimsten Theile des Hauses, bahnte sich leicht mit seinen Gefährten einen Weg durch die Hinterpforte, fesselte schnell die wenigen schlaftrunkenen Bedienten, und eilte dann mit seinen Begleitern zu dem einsam Ruhenden hin. — Er schlummerte noch in süßer Vergessenheit, als die verlarvten Männer schon um sein Lager herum standen und die redenden Züge der Huld und des Edelmuths in dem Gesichte des Verlassenen bewunderten. Augenblicklich belebte die Menschlichkeit in ihr Herz zurück, und sie zauderten, den Schlummernden zu berühren; aber das wilde Feuer Sandos, ihres Anführers, der in dergleichen Handlungen schon erfahrner war, der Schimmer des versprochenen Goldes, die einmal begonnene That, riß sie unaufhaltsam fort. Sie verschlossen mit Ungestüm den

Mund des Erwachenden und um Hülfe Rufenden, achteten nicht der Stimmen der Angst und des Flehens, fesselten den menschenfreundlichen Mann als einen Missethäter, gossen dann ihr Blut auf dem Boden aus und besleckten sein Lager damit, als sei er unter ihren Händen in seinem Blute gestorben. Aber sie verwundeten ihn nicht; dies befahl Sternberg ausdrücklich, damit er zu längerer Qual aufbewahrt werden könnte. — Gebunden lag also der unglückliche Friedheim, mit schmerzenden Fesseln gebunden, gebunden von seinen eignen Brüdern, die er mit so zärtlichem Wohlwollen liebte, deren Fesseln er so gern zerbrach, deren er, wenn sie im Unglück sich ihm naheten, mit so liebevollen Herzen sich erbarmte. —

Unterdeß der Bedauernswürdige mit sichtbarer Angst, mit dem schaudervollen



Gedanken des kommenden blutigen Todes, zu den Füßen der Unmenschen lag, erbrach ihr Anführer, auf Befehl seines Herrn, damit es um so wahrscheinlicher sei, als wäre die That von Räubern geschehen, seine geheimsten Schläffer, und raubte, was nur von Gold und Schätzen vorhanden war. Dann faßten sie mit kaltem Herzen den Gebundenen, der nur unvernünftliche Laute der Angst ertönen lassen konnte, und trugen ihn, unter dem Schutze der schweigenden Nacht, zu der Wohnung Sternbergs.

Jetzt war also die That vollendet. Die bübischen Genossen empfingen von Sando ihren Lohn, und schlichen mit gebrandmarkter Seele jeder in seine Hütte. — Nur der schwärzeste Bösewicht unter ihnen, Sando, blieb bei dem verlassenen Friedheim, spottete seines Jammers, seiner

stehenden Blicke, und stieß ihn endlich in ein unterirdisches Gewölbe hinab, um dort die Rache seines Gebieters beginnen zu lassen. — Welcher Fühlende sollte bei dieser schrecklichen Scene nicht im Innersten erschüttert werden? Aber der Frevler freute sich der gelungenen That, verbarg die Hälfte der geraubten Kleinodien für sich, und streckte sich dann, der Schandthaten schon gewohnt, ruhig auf sein gepolstertes Lager, unterdeß unser Unglückliche in grausvoller Finsterniß, umringt von furchtbaren, ahnungsvollen Bildern der Zukunft, in schmerzenden Fesseln und unvermögend nur sein Haupt aufzurichten, eine schreckliche Nacht durchwachte. —

Um auch den entferntesten Schein der Mitwirkung bei dieser That von sich abzulenken, war Sternberg einige Tage vorher mit allen seinen Hausgenossen auf sein



Landgut gereist, und hatte nur den einzigen Sando zurückgelassen, damit um so leichter das Verbrechen verheimlicht würde. Alles erfolgte, wie er es vorher gewünscht hatte. Die Boten kamen, erzählten ängstlich den Vorfall, flehten ihn inständigst, doch selbst zu kommen, selbst das empörende Schauspiel zu sehen und die erforderlichen Anstalten zu machen. Wie der Listige sich hierbei betrug, habe ich oben schon erzählt. Kaum aber war alles in Friedhelms Hause wieder geordnet und vor künftigen Verraubungen gesichert, als er, mit wilder, frohlockender Freude im Busen, in seine Wohnung eilte. Hier brachte ihm der schändliche Diener das geraubte Gold, erzählte, wie glücklich alles vollbracht, wie über alle Vermuthung günstig jeder Umstand gewesen sei; und nun, nun trank er den ersten Zug aus dem Taumel-

felche der Rache, war selbst Barbar genug, in das scheußliche Gewölbe hinabzusteigen und den armen Friedheim mit Hohngelächter und mit Glückwünschen zu der neuen Aussicht zu begrüßen. —

Der Unglückliche erbehte sichtbar, als er seinen Todfeind, dessen Unmenschlichkeit, dessen satanisches Herz er kannte, vor sich sah, als er so hilflos, so verlassen in seiner Gewalt sich fühlte; wünschte, was er bei allen trüben Schicksalen, bei allen drückenden Lasten seines kummervollen Lebens noch nie gewünscht hatte, den Tod, um so der drohenden Zukunft zu enttehlen. Aber die Vorsehung beschloß, ihn zu noch härtern, schrecklichern Leiden aufzubewahren. — Eines Nachts ward er fester gebunden, sein Mund dicht wieder verschlossen, in diesem qualvollen Zustand in einen Wagen geworfen und am folgenden Mor-



gen auf Sternbergs Landgut geführt. Hier sollte, so beschloß der seltne Bösewicht, der unschuldige, liebevolle Friedhelm allein, abgesondert von allen Menschen, tief in der Erde verborgen und an nasse Felsenwände geschlossen, seine Lebenszeit verschmachten, sollte die blühende Erde nicht mehr sehen, nicht mehr das Jauchzen der lebenden Schöpfung vernehmen, sollte freudenleer, mit hoffnungsloser Seele, wie ein Verdammter, in dichten Finsternissen liegen, jammern und kein Erbarmen finden, seiner Qual kein Ende sehen, verwesen, die Verwesung fühlen und nicht sterben, leben, leben zur Marter, zur unaufhörlichen Pein — so war das schaudervolle Gewebe seiner Rache. Er vollführte, was er beschloß, und das Schicksal, ewig undurchschaut von menschlichen Blicken, unterschrieb mit eiserner Hand die mitternächtlige Schandthat. —

Sando, der von jezt an immer auf dem Landgute blieb, brachte ihm täglich sein Brod und Wasser, um ihn von neuem zur Qual zu stärken, und spottete seiner Thränen und seiner Seufzer. Auch Sternberg besuchte den Eingekerkerten oft in seiner Gruft, labte sich an dem Anblicke des Mannes, der ihm so manche schlaflose Nacht verursacht, so manche Kränkung seinem Stolze zugesügt, seine süßeste Hoffnung vernichtet, ein ganzes kummervolles Jahr ihm gemacht hatte, verhöhnte ihn mit schneidenden, seelenerschütternden Worten, erbarmte sich nicht der still fließenden Zähren, und blickte mit schrecklicher Kaltblütigkeit auf seine Leiden herab. Kurz, alles erschuf die Rache des unmenschlichen Tyrannen, nur das einzige vermochte sie nicht: ganz hoffnungslos die Seele Friedheims zu machen. Der Unglückliche



hoffte noch immer, daß sein Jammer sich enden, daß ein wohlthätiges Ungefahr die frevelvolle That ans Licht bringen würde. Aber immer täuschte diese Hoffnung den Verlassenen. Aus Monaten wurden Jahre, und er schmachtete noch immer in dem scheußlichen Kerker. Seine volle Mannskraft schwand wie ein Schatten dahin; seine Stirne bekam Runzeln; seine Augen fielen ein; seine Haare begannen sich zu weissen; Todtenblässe stieg in die jüngst noch blühenden Wangen, und sein Auge versiegte zu Thränen. —

Unterdeß war Sternberg glücklich, und hatte, um mit mehrerer Ruhe seinen Reichthum zu genießen, sein Amt niedergelegt. Sein Gewissen schlummerte, sein Herz blieb verstockt; und wenn die Menschheit, denn die Natur schuf doch keinen Sterblichen ganz zum Teufel, sich oft in ihm

regte, wenn sein Herz sich zu erwecken begann, wenn er an Friedheim, dessen Güter er jetzt so sorglos verschwelgte, mit weniger Nachgier dachte, rief er schnell jenen Augenblick, der ihn so schrecklich täuschte, jene Zeiten, wo der gepriesene Mann so hoch über ihm war, wo er so sichtbar vor ihm hervorstrahlte, wo er, überall bewundert, die Zierde der Stadt war, in sein Gedächtniß zurück. —

Fünf Jahre waren jetzt verfloßen, Sternberg noch immer glücklich und im Zaumel seiner Lüste, Friedheim noch in seinem Grabe. Aber er glich jetzt nur noch einem morschen Gerippe, trug kaum noch die Spuren der Menschheit. Sein Körper, den bis jetzt Gesundheit und ungeschwächte Lebenskraft aufrecht erhalten hatten, begann nun sichtbar dem Elende zu unterliegen; er fühlte den Keim eines



langsam herannahenden Todes, und die Hoffnung zur Errettung verlosch in seiner Seele. Kein wohlthätiges Ungefähr hatte sich seiner erbarmt; die Bösewichter waren zu listig, hatten mit einer zu dichten Hülle das schaudervolle Geheimniß umgeben, wußten zu künstlich die kleinste Spur davon zu verhüten. — Sternberg, als er das sichtbare Hinschwinden Friedheims, als er den kommenden Tod sah, freute sich darüber; denn gesättigt war jetzt seine Rache, geleert der Taumelkelch, und der befriedigte Mann sah es nun gern, wenn der Gequälte starb, um mit der letzten Hülle die That zu umgeben, und den Entseelten in der Gruft, die ihn lebendig schon begrub, vollends einzuscharren. — Aber, wozu so wenig Augenschein war, das geschah jetzt: Sternberg starb früher, als Friedheim, starb in der Hälfte des sechsten Jahrs,

res plötzlich bei einem Mahle der Freude, vom Schlage getroffen. Der Fromme wurde begraben, und ein besoldeter Mann in schwarzen Gewande rühmte laut vor der Versammlung derer, die ihn zu Grabe geleiteten, seinen tugendhaften Wandel, seine Rechtschaffenheit und sein menschliches Herz. —

Nun waren noch zwei übrig, die um das schreckliche Geheimniß wußten, und beide wünschten mit Sehnsucht, daß der Eingekerkerte stirbe. Aber länger beschloß die Vorsehung nicht, diese schaudervolle That unentdeckt zu lassen. Sando, der feinste, der klügste von den Bösewichtern, sollte diesmal selbst das Werkzeug der Entdeckung seyn, sollte dumm und gedankenlos sein eigener Ankläger werden. — Er liebte. — Einst, in einer berauschen- den Stunde, wo das Mädchen, das den



Verbrecher nicht kannte, vertraulich ihr  
 ganzes Herz ihm aufschloß, wo sie die  
 tiefsten Geheimnisse, die ihre Seele ver-  
 barg, ihm enthüllte, wo er bei einem köst-  
 lichen Mahle mit ihr schwelgte, — in dies-  
 ser einsamen Stunde, wo die Fülle des  
 Weins und der Wollust mächtig sein Ge-  
 hirn umnebelte, wollte der Berauschte die  
 Vertraulichkeit des Mädchens gegenseitig  
 mit Vertraulichkeit lohnen, und verrieth  
 das schwarze, tief verhüllte Geheimniß. —  
 Das Mädchen entsetzte sich, schwieg, und  
 übersah im Taumel des Weins und der  
 Liebe nicht ganz das Schreckliche dieser  
 That. Als sie aber am folgenden Morgen  
 erwachte, mit nüchternen Seele, was sie  
 gestern erfuhr, übersah, da erbebte sie  
 vor der abscheulichen That, da ergriff sie  
 ein gewaltiger Schauer, und sie vermochte  
 das schreckliche Geheimniß unmöglich in

ihrem Busen zu verschließen. Ellend ging sie zum Richter, erzählte, was sie vernommen, und flehte weinend, sie nicht für eine Mitschuldige zu halten. —

Der Richter blieb erschrocken und sprachlos vor der entsetzlichen That, wählte sich getäuscht und vermochte sich lange nicht zu überzeugen; aber das Mädchen blieb unverändert bei ihrer Aussage, be-theuerte sie mit den heiligsten Schwüren, beschrieb jeden Umstand genau und ungekünstelt, und bald verschwanden seine Zweifel. — Er rief schnell seine Genossen zusammen, und das ängstliche Mädchen mußte vor ihnen noch einmal wiederholen, was sie im Geheim ihm eröffnete. — Stummes, lebloses Staunen ergriff jetzt die ganze Versammlung, und zeichnete mit sichtbaren Zügen aller Art. Der Augenblick, in dem von dem langen, wunder-



vollen Geheimniß, das kein Auge zu durchschauen vermochte, plötzlich die Hülle hinweggerissen und hinter derselben das schenßliche Ungeheuer sichtbar ward, war allen erschütternd, war selbst dem Fühllosesten ernst und wichtig. Geheime Schauer über die entsetzliche That, unverhaltbarer Zorn wider die Verruchten und erschütterndes Mitleid gegen den Eingekerkerten, faßte alle Anwesende. Sie kannten den sanften, liebreichen Friedheim, den Mann, dessen kleinste Handlung von Menschenliebe zeugte, kannten auch Sternberg, und hatten, so sehr er sich auch bemühte edel und rechtschaffen zu seyn, ihn nie dafür gehalten; aber daß er zu diesem Uebermaß von Bosheit und Unmenschlichkeit fähig sei, das hatten sie selbst mit dem fernsten Gedanken nicht geahndet. Die allgemeine Sage war damals bei Friedheims Ver-

schwinden: er habe sich vielleicht den Räubern widersetzt, sei von ihnen ermordet, hinweggeführt und eingescharrt worden; und man mußte mit diesem Wahne sich begnügen, weil keine nähere Entwicklung sich zeigte. —

Während dieser Zeit war auch Sando von dem langen Morgenschlafe erwacht, und sann jetzt beim Frühstücke darüber nach, was er gestern, als Berauschter, that. Der Gedanke schreckte ihn plötzlich auf, daß das lange verhüllte Geheimniß jetzt ein Weib wisse, ein unschuldiges Weib, das an der That keinen Theil nahm, das bei ihrer Entdeckung nichts zu fürchten hatte; daß sie nicht sorgsam genug, was sie vernahm, aufbewahren, vielleicht einer Freundin es mittheilen, und dann ans Licht kommen würde, was so lange verborgen lag. Dieser Zweifel erschütterte sein Herz, und es klopfte



klopfte in hörbaren Schlägen empor. Aber er vermochte sich bald eben so schnell wieder zu beruhigen, und sann auf ein Mittel, den gestrigen Fehltritt unschädlich zu machen. — Schon ersticke er alle Gefühle der Liebe, schon verlor er sich in verruchte Gedanken, schon überlegte er die Art des Todes für das unschuldige Mädchen, schon fand er sie — als plötzlich bewaffnete Männer das Haus umringten, wüthend in sehr Gemach drangen und den erblaffenden, zitternden Bösewicht ergriffen. Auch die Gebleterin des Hauses ward sehr geräuschvoll aus ihrem Morgenschlummer erweckt und bis auf weitere Verfügung in ihrem Zimmer bewacht.

Und nun, nun näherte sich der Augenblick, der den eingekerkerten Unschuldigen erlösen und der Menschheit wiedergeben sollte! —

Sando hatte sich unterdeß wieder gefaßt, schlen ganz ruhig, beklagte sich laut, daß man einen unschuldigen Mann wie einen Missethäter behandle, ward in das höchste Staunen versetzt, als man nach dem Kerker Friedheims fragte, nach einem längst getödteten und vergessenen Mann, und konnte sich nicht genug über dieses räthselhafte Betragen wundern. Selbst, als das gegenwärtige Mädchen vor ihm austrat, als sie laut und standhaft wiederholte, was er bei dem gestrigen Mahle sprach, als sie den kleinsten Umstand erwähnte, vermochte der Bösewicht zu lächeln, und das Mädchen des Wahnsinns anzuklagen. Man mußte sich also zu der Besitzerin des Hauses wenden, um das von ihr zu erforschen, was von dem Verstockten unerforschlich war. Und diese war eher geschreckt, hoste durch Geständniß das schwarze Verbrechen zu mil-



bern, und bezeichnete bei den ersten drohenden Worten den Aufenthalt des Unglücklichen. Der Eingang dazu war in einer entfernten, dunklen Kammer, hinter einer Tapete. Am Eingange hingen die Schlüssel. Knarrend öfneten sich die Thüren, und man stieg auf vielen Stufen in einen längst verödeten Keller hinab. —

Undurchdringliche Finsterniß wohnte in dieser Gruft, und die Männer bebten erschrocken zurück. Geblendet vom Scheine der Fackeln, irrten sie suchend umher, und sahen kein lebendes Wesen, vernahmen keinen Laut von einer Menschenstimme. — Aber in dem entferntesten Winkel des Gewölbes erblickten sie eine Thüre, mit eisernen Riegeln verschlossen; sie öfneten diese, und sahen jetzt, was die Sprache nicht zu nennen, was die Seele nicht zu denken vermag, standen sprachlos und zitternd, wut-

den bleich, wandten sich weg, und vermochten den Hauch der Verwesung, der ihnen entgegen dampfte, nicht zu ertragen. Jetzt eilten auch einige von den Richtern, die von ferne gefolgt waren, herzu, und sahen mit Entsetzen die grausvolle Szene. — Ein Wesen, das noch einige dunkle Spuren der Menschheit trug, lag unter Ketten an einem Felsen gefesselt, und schien leblos und erstorben zu sein. — Ach, es war Friedheim! — —

Als er die Fußritte der Kommenden vernahm, als er durch die Oefnungen seines Kerkers die leuchtenden Fackeln sah, erschütterte plötzlich der Gedanke seine Seele: der Augenblick seiner Erlösung nahe sich, und er sank in eine schnelle Betäubung hin. So fanden ihn die Hinzutretenden, wähten ihn todt, und zauderten lange, sich ihm zu nahen. Die Richter mußten allen





Ernst anwenden, ehe sie es so weit zu bringen im Stande waren. Nun löseten sie mit vieler Mühe seine Ketten, und trugen ihn leblos aus dem dumpfigen, pestathmenden Kerker in die obere Luft hinauf. Hier ward der Unglückliche, dessen Leben leise und unmerklich noch in den Adern schlug, schnell den Ärzten übergeben, und diese riefen noch einmal den stehenden Geist in den martervollen Kerker zurück. —

Als er erwachte, vermochte sein Augen Tag und seine Brust die reinere Luft nicht zu ertragen; er sank von neuem ohnmächtig und entseelt nieder. Sie weckten ihn noch einmal, und als er nun sich wieder unter Menschen sah, nun ihre lindernde, elfende Hand fühlte, wollte der Langgequälte die erste Freude, den ersten unaussprechlichen Dank seinen Wohlthätern stammeln; aber er vermochte dies nicht mehr.

Erstorben war seine Sprache, röchelnd und athemlos die gemarterte Brust, und nur unvernünftige Laute stiegen aus dem klopfenden Busen heraus. — Zwar vermochte die vereinte Kunst der Aerzte, der Genus stärkender und wirksamer Arzneien, dem Leidenden in wenigen Tagen die Sprache wiederzugeben, und er konnte nun selbst sein erduldetes Elend erzählen und die schwarzen Verbrecher anklagen; aber der Keim einer unheilbaren Krankheit war längst in seinem Busen erzeugt. Er war nicht vermögend das Krankenlager wieder zu verlassen, und die Aerzte gaben alle Hoffnung zu seiner Genesung auf. —

Unterdeß lagen die Verbrecher im einsamen Kerker an der Kette, fühlten die ersten Vorboten des künftigen Nachschwerdes, und hatten nun einen nähern Begriff von den langen Qualen, die sie einem unschul-



olgen Mann zfügten. — Sando blieb auch im Kerker noch verstockt, wollte noch immer das unleugbare Verbrechen von sich abwälzen; aber als die Richter keinen Zweifel trugen, selbst die Folter bei einem so überwiesenen, teuflischen Bösewicht zu gebrauchen, da verlor sich bald seine Tücke, da gestand der verzärtelte Wollüstling bald den ganzen Hergang des ausgeübten Frevels. — Entwebt war nun endlich das Irregewebe der Bosheit, entlarvt die schwarzen Verbrecher, und die Menschen entsetzten sich über dieses schaudervolle Ereigniß. Tausend weinten um den unglücklichen Mann; Tausend wütheten und wünschten seine Peiniger zu zermalmen; aber die Fühlenden betrauertem ihn im Stillen. —

Friedheim überlebte den Lohn, den die Missethäter für ihre Verbrechen empfangen, nicht. Zu spät kam seine Rettung, zu lange

hatte die Qual an seinem Körper genagt. Unter unaufhörlichen Schmerzen lag er auf dem Siechbette, vermochte die Freuden der heiß ersehnten Wiedervereinigung mit der Menschheit, die lindernden, wonnevollen Gefühle der wiederkehrenden Freiheit nicht mehr zu genießen. Er starb in den beginnenden Jahren des Mannes, als ein verdorrter, längst hingeworfener Greis, an einer martervollen Krankheit, und litt in diesem letzten Kampfe noch unendlich mehr, als sein wüthender Verfolger, der unmenschliche Sternberg, der leicht und in dem Taumel eines freudigen Mahles seine ruchlose Seele aushauchte.

Sollte uns diese einzige Geschichte aber nicht schon zu dem einleuchtenden Schlusse führen: Es ist ein künftiges Leben, wo wir den Lohn für unsre Thaten empfangen? —

---



Emilie Blond.

---





---

Der Amtmann **B l o n d** hatte mehrere Kinder. Seine älteste Tochter verheirathete er an den Amtmann **Zhalberg**, und kurz nach der Hochzeit that er die jüngste, seinen Liebling, in eine gute Pensions-Anstalt. Seine Frau hatte er vor mehreren Jahren verloren, und weder seine Geschäfte, noch seine Gesundheitsumstände erlaubten ihm, die Erziehung seiner Kinder, besonders die seiner Tochter, von der er, nach eigenem Geständniß, gar wenig verstand, selbst zu übernehmen. — Emilie war funfzehn Jahr alt; lebhaft, gut und schön. Ihren bisherigen Unterricht und ihre Bildung

hatte sie ihrer ältern Schwester, der jetzigen Thalberg, zu danken; ein wirthschaftliches, braves Weib, das jeden, nur nicht den Amtmann, zu einem glücklichen Gatten hätte machen können. Er war leichtsinnig und unthätig, überließ die ganze Sorge fürs Hauswesen der Frau, und nur, wenn er die Jagdflinte auf der Schulter hatte, war ihm wohl ums Herz. Er hatte um die Hand seiner Frau bloß gebuhlt, weil er einige tausend Thaler mit bekam, die seine kaum angefangene Wirthschaft, nach seinem Ausdrücke, auf die Beine bringen sollten, und die Thalberg hatte ihm ihr Jawort gegeben, weil es der Vater so wollte, weil sie einer Jugendfreundin, die ins D...sche verheirathet war, wieder näher kam, weil sie ihres nicht hübschen Gesichtes wegen, am Ende gar keinen Mann zu bekommen fürchtete, und weil Thalberg, in Rücksicht



seiner körperlichen Reize, wirklich ein schöner Mann war. Er war jünger, als sie; sein Leichtsin, hoffte sie, sollte sich mit den Jahren legen, und an ihrer Thätigkeit, meinte sie, würde er ein Beispiel nehmen; — kurz, sie erschmeichelte sich wo nicht das beste, doch ein erträgliches Loos, und ihre genügsame Seele dachte unbekümmert an die Zukunft. Emilien hatte sie, ihres Taselstunnes wegen, immer streng gehalten; diese bildete sich ein, daß dies eine Wirkung der Eifersucht sei, weil sie sich viel hübscher wußte, als ihre ältere Schwester. Sie fürchtete sie daher mehr, als daß sie sie liebte, und kaum war Emilie in die Pensionsanstalt getreten, als sie nun alle Verhältnisse zwischen sich und der Thalberg aufgehoben glaubte, und am Ende deren Schwesterliche Briefe ganz unbeantwortet ließ.

Nur der Tod ihres Vaters brachte die

beiden Schwestern einander wieder näher; aber kaum, daß die Thalberg ihr Velterrecht zuweilen fühlen ließ, so glaubte sich auch schon Emilie beleidiget. All die Ideen erwachten wieder, daß nichts als Neid aus ihrer Schwester spräche, und sie wurde darin um so mehr bestärkt, als sie auf der einen Seite sah, daß die Thalberg durch ihre unterdessen gehaltenen Wochen wirklich beinahe häßlich geworden war, und man ihr auf der andern sagte, daß sie täglich schöner würde.

Der Oberförster Römer ward ihr zum Vormund bestellt. Ein rechtlicher, sittlich, strenger Mann von feinem Weltton und einem äußern, sehr guten Anstande. Er war freundlich und gut gegen Emilien, um ihr Zutrauen zu gewinnen; Emilie war ungewöhnlich offen gegen ihn, sie achtete ihn, wie ihren Vater, dessen trauester Freund



er gewesen war, und der Oberförster gewann das Mädchen so lieb, als wenn es seine eigne Tochter gewesen wäre.

Er bemerkte in ihr eine bestimmte Abneigung gegen das Landleben, auch schien ihr Körper für eine Landwirthin viel zu fein gebaut zu sein; in der guten, aber kleinstädtischen Pensions-Anstalt lernte sie nichts, als eine Haushaltung zu führen. Der Vormund that Emillen den Vorschlag, sie nach Berlin bei einer seiner Verwandtinnen unterzubringen, und das Mädchen flog dem Manne vor Freude um den Hals.

In vierzehn Tagen waren beide in der Residenz. Emillens Einkünfte waren jährlich 400 Thaler, und reichten daher zu, ihr in allen Geistesbedürfnissen eines Stadtmädchens Unterricht zu geben und sie auf einem anständigen Fuß zu unterhalten. Sie lernte

sticken, tanzen, zeichnen, Klavier spielen, singen, französisch und englisch sprechen, ihre Toilette machen, und so widerlich ihr sonst die Lehre der Küche und des Haushalts gewesen war, so gelehrig war sie in ihren jezigen Stunden. Doch behielt sie bei aller Seelen-Schminke die Natürlichkeit ihres Herzens und den Frohsinn des Landmädchens; mit einem Worte: sie wurde ein reizendes, liebenswürdiges Geschöpf, das allen gefiel.

Kaufmann Wilmer's, bei denen Emilie im Hause war, hatten einen kleinen gewählten Cirkel guter Freunde oft um sich, lebten froh und häußlich, machten nur zuweilen die Vergnügungen der größern Welt mit, und genossen sich lieber in ihrem Familienkreise. — Dieser Ton wirkte auf Emilie's Herz ungemein wohlthätig; sie lernte den Werth der Eingezogenheit kennen, und  
über



über ihren Charakter ergoß sich eine Art milder Stille, die, gepaart mit ihrer jugendlichen Lebhaftigkeit, eine schöne Mischung weiblicher Sanftmuth gab.

Der Neveu des Kaufmann Wilmer kam jezt von der Universität zurück, und wurde Referendarius. Der junge Mann bezauberte durch seine lustige Laune das ganze Haus; er logirte beim Uncle, und wußte jeden Abend durch seine schuldblosen Schwänke zu wärzen. Emilie accompagnirte nicht nur sein meisterhaftes Klavierspiel, sondern ging auch mit ihm in seinen launigen Einfällen immer gleichen Schritt; ihre Seelen näherten sich bald einander, und da er die besten Aussichten für die Zukunft mit einigem Vermögen verband, so schienen Wilmers, die sonst auf Emilien's Umgang mit dem männlichen Geschlecht ein sehr wachsames Auge hatten, wider die

ses Einverständniß nicht eingenommen zu sein.

Emillens Liebe war rein und schuldlos; sie lebte nur für ihren Heinrich, und fand täglich in seinem Kopf und Herzen neue Nektare. Heinrich eilte seinem Glück mit schnellen Schritten entgegen, und schon hatte er das gewisse Versprechen, in einer Provinzialstadt als Justiz-Amtmann angesezt zu werden, als er unvermerkt zu kränkeln anfing. Er klagte über Brustschmerzen, und — wie man es im gemeinen Leben nennt — die gallopirende Schwindsucht war eine von unwissenden Aerzten übel behandelte Folge seiner jugendlichen Ausschweifungen, zu denen er auf der Academie verleitet worden war.

Emille sah ihn hinwelken, ohne den Namen seiner Krankheit zu wissen. In der letzten Periode seines Lebens war Hein-



rich wehmüthig — tiefsünnig geworden; bittere Vorwürfe folterten sein Herz, und jetzt fühlte er, daß er mehr als sein Leben, daß er Emilien verlor! — Oft umschlang er das Mädchen mit Innigkeit und weinte; er ahndete, daß er diesen Besitz aufgeben mußte, und daß er der Mörder seines eigenen Glücks war. Als er kränker wurde, wünschte er, sie gar nicht mehr zu sehen; aber keine menschliche Macht war vermögend, Emilien von seinem Bette zu entfernen. Sie glaubte nicht, daß ein dreiundzwanzigjähriger Mensch sterben könnte, und rechnete schon im Voraus auf das süße Vergnügen, von ihm bald zu hören, daß er durch ihre zärtliche Pflege und Wartung genesen sei. Sie vergaß Schlaf und Erholung, und je gefährlicher seine Krankheit wurde, desto gespannter war ihre Sorge und ihre Aufmerksamkeit. — Weinend lag sie auf ihren

Knie, und flehte mit heißer Inbrunst um Rettung und Hülfe — sein Auge brach! Aus seiner kalten Hand empfing sie den leisen Abschiedsdruck! — ein stöhnendes Acheln — und Heinrich war für sie auf ewig verloren! — —

Finstre Schwermuth umbüfterte jetzt Emilien's Seele; es war nicht das frohe, heitere Mädchen mehr. — Thränen, nur Thränen, heiß geweint aus der Tiefe ihres liebenden Herzens, waren ihr Trost, ihre Linderung. Sie versenkte sich in stillen Kummer, und das Noth ihrer Jugend wich der Blässe ihres Jammers! —

Freunde und Bekannte ließen nichts unversucht, sie wieder aufzuheitern; besonders zeichneten sich Hofrath Welners aus, die Emilien mit der herzlichsten Theilnahme bemitleideten. Die Hofrätchin galt für ein kluges Weib, sie schrieb einen vortrefflichen



Brief, reimte sogar, und stand mit einigen Gelehrten, die sie ihre Freunde nannte, Correspondenz. Sie drängte sich an jeden neuen Gegenstand mit der heftigsten Zärtlichkeit, tauschte durch ihre Worte, und gewann bei der ersten Bekanntschaft allgemeine Achtung und Neigung. Ihr Aeußeres war zurückstoßend, häßlich; man beschuldigte sie des heimlichen Trunkes, ihre unförmlich dicke Figur wärmte sie mit Schmutz, und ihre kupferne Nase fütterte sie reichlich mit Taback; — aber trotz alles dessen wußte sie sich interessant zu machen, und selbst, wer ihre Fehler kannte, mußte in ihr ein unterhaltendes Weib von Verstand und Wiß finden. Die nähere Bekanntschaft muß ich meinen Lesern selbst überlassen, sie wissen ohnehin jetzt schon mehr von ihr, als Emilie wußte, deren wundem Herzen der Trost der Welner und ihres ge-

fäßvollen Mannes, lindernder Balsam war. Die Welner verstand Emiliens Empfindungen eine andere Richtung zu geben; sie lud sie öfters zu sich, bat kleine Circel zusammen, und freute sich, des Mädchens Augen doch wenigstens allmählich trocken und wieder freundlich zu sehen.

In diesen Circeln fand sich ein Freund des Hofraths, der Professor Wagner ein; ein junger, offner Mann, voller Empfindung und Feuer, und — was selten bei den jungen Berlinern ist, — von einem unbesleckt sittlich guten Charakter. Emiliens sanfte Schwärmerci, ihr milder Ernst, ihre stille Behmuth fesselten sein Herz. Seine Lebhaftigkeit fand hier einen Ruhepunct, und seine kleine Circelkeit erschmeichelte sich aus Emiliens Benehmen gar bald die Ueberzeugung, daß er nicht ungern gesehen werde. Doch bis zur Würde des Liebha:



bers hatte sich Wagner noch nicht erstiegen; den Platz behauptete Heinrichs Schatten noch! — Emilie war Wagnern zwar herzlich gut, sie sprach gern mit ihm, weil er gut sprach, er ehrte ihr Andenken an ihrem verlohrnen Geliebten, und darum war er wenigstens anfänglich Emilien besonders werth.

Die Hofrätthin kannte kein süßeres Geschäft, als Parthien zu machen; sie erzählte Wagnern jede vorthellhafte Aeußerung, die Emilie über ihn hatte fallen lassen, und eben so genau wußte Emilie jedes Wort, das Wagner über sie gesprochen hatte. Ueberdem verstand sich die Welner, kraft ihrer Schlaubeit, auf die Kunst, den Leuten ihre schwachen Seiten bald abzulernen, und so machte sie Emilien auf die tausend Aehnlichkeiten aufmerksam, die Wagner mit Heinrich haben sollte, und die das träumende Mädchen auch am Ende zu finden ansina:

und Wagnern, dessen Speculationsseele bisher immer nur eine reiche Parthie gewünscht hatte, erzählte sie, daß Emilie, so viel sie aus deren Reden schließen könne, wenigstens ein Vermögen von 18 bis 20,000 Thaler haben müsse. Jetzt hatte sie das Feuer von zwei Seiten angeblasen. Emilie liebte in Wagnern ihren Heinrich wieder, und der Professor hatte eine hübsche, gebildete und reiche Frau. Beide fanden sich von Tage zu Tage lebenswürdiger, und bloß eine Aenderung von Unpäßlichkeit, über die Emilie seit einigen Wochen klagte, und die ein Fieber prophezeite, war die Ursache, daß Wagner sie noch nicht förmlich um ihre Hand hatte bitten können.

Er mußte um diese Zeit eine kleine Geschäftsreise machen, kam nach vier Wochen wieder, und erfuhr vom Hofrath, daß Emilie sehr gefährlich krank sei, und daß vom



morgenden Tage die Entscheidung ihres Lebens abhänge.

„Vom morgenden Tage?“ rief Wagner, und rang die Hände. — „Mein Gott! was fehlt ihr?“

„Das arme Mädchen ist sehr unglücklich!“ erwiderte der Hofrath mit sichtbarer Rührung. „Es ist hart, unbarmherzig hart von der Vorsehung, solch ein liebes, schuldloses Geschöpf so schrecklich zu peinigen, und wenn es auch mit dem Leben davon kommt, doch auf ewig verstümmelt und unglücklich zu lassen.“

„Lieber Hofrath, um Gotteswillen, was ist ihr?“

„Denken Sie sich, Wagner, das Mädchen hat den Krebs!“ —

„Den Krebs? Emilie? Lieber Hofrath!“

„Es ist fürchterlich, sie nur leiden zu sehen!“

„Aber Gott im Himmel, wie ist sie denn zu dem Unglück gekommen? Ist es denn wirklich der Krebs? — Gar keine Hülfe möglich?“ —

„Ach leider, leider keine oder doch nur wenige. — Sie entsinnen sich, daß wir vor einiger Zeit pyramidenförmige Knöpfe auf den Rücken trugen. Willmer ist mit ihr in Gesellschaft gewesen, fährt mit ihr nach Hause, hebt sie aus dem Wagen, und drückt sie aus Spas mit aller Kraft nachher an sich, so daß sie laut aufschreit. Gleich dem Augenblick darauf empfindet sie einen heftigen Schmerz auf der einen Brust, und beim Auskleiden wird sie auf der empfindlichen Stelle einen großen blauen Fleck gewahr; es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß dieser Fleck von der unbesonnenen Umarmung herrührte: Willmer hatte den Tag einen Rock mit solchen spitzen Knöpfen



angehabt, und mochte mit einem ihre Brust getroffen haben. — Jugendlich und unüberlegt, wie die jungen Mädchen größtentheils sind, übersah sie den Schmerz; er wurde immer fühlbarer; allein nach dem Tode des jungen Menschen, wurde ihr dieses Leiden in ihrer Schwärmerei sogar werth, Sie schätzte es als ein Andenken ihres Heinrichs, und da das Uebel beinahe unvermeidlich war, hielt sie falsche Schaam ab, sich zu entdecken. Einige Tage nach Ihrer Abreise drang ihr endlich der höchste Grad ihres Schmerzes und mehr noch ihrer Angst, ein Geständniß an meine Frau ab. Diese theilte es sogleich der Wittmer mit; man befrag die besten Aerzte, und alle waren der einstimmigen Meinung, daß, wenn das Mädchen gerettet werden sollte, die Brust abgelöset werden müßte. — Morgen früh ist die Operation! — Sie hat sich gesehnet,

Sie noch zuvor einmal zu sehen. Es wird  
ihr lieb seyn, wenn sie heute Abend noch  
zu ihr gehen!“ —

Wagner stand still in sich versunken; er  
sah vor sich hin; sein Auge war auf den  
Boden geheftet, ein tiefer Seufzer machte  
seiner beklommenen Brust Luft.

„Ihr dauert mich beide!“ hub der Hof-  
rath nach einer kleinen Pause an. „Sein  
Sie offenherzig, Wagner! Sie waren dem  
Mädchen gut, und Emilie Ihnen nicht  
gram; Ihr hättet ein glückliches Paar  
werden können! — Allein jetzt, Wagner,  
so gern ich Sie ihren Plan hätte verfolgen  
helfen, so sehr verlangt meine Pflicht von  
mir, Sie davon zurück zu halten, wenn Ih-  
nen nicht selbst Ihre Vernunft dies gebietet.  
Es ist hart von mir, Ihnen das heute  
noch sagen zu müssen, da Ihnen die Nach-  
richt noch zu neu ist, um Ihrem Kopf und



Ihrem Herzen zu einem Selbstentschluß Zeit zu lassen. Allein sie wünscht Sie noch heute zu sprechen, und ihr gegenüber, könnte Sie leicht Theilnahme und Mitleid überflügeln, und Ihnen in der Ueberraschung einen Entschluß ablocken, der vielleicht an der Glückseligkeit Ihres Lebens ewig nagen würde.“ — —

Emilie begrüßte Wagnern mit wehmüthiger Freundlichkeit. Sie reichte ihm herzlich die Hand, und sagte ihm mit traulicher Offenheit in Gegenwart der Wilmer und Welner, daß es ihr unaussprechlich lieb wäre, ihn noch einmal zu sehen, denn sie gestehe jetzt ganz unbefangen, daß ihr Wagner nach Heinrich der achtungswertheste Mann sei, den sie gekannt habe. — „Vielleicht“ setzte sie mit gutherzigem Lächeln hinzu, „vielleicht ist dies die erste Liebeserklärung, lieber Wagner, die Ihnen ein

Mädchen macht. Morgen bin ich vielleicht nicht mehr! — Heute schon bin ich entbunden den Verhältnissen der Welt; nehmen Sie das Geständniß meiner Liebe, als mein Vermächtniß auf. — Ueberlebe ich meine Leiden, so resignire ich freiwillig auf Ihre Hand; ich weiß, daß ich Sie unglücklich machen würde. Meine Bestimmung heißt Kummer; die Freuden der Ehe darf nie mein Herz fühlen; aber das Glück Ihrer Freundschaft, lieber Wagner, das versagen Sie mir dann doch nicht?“

„Emilie!“ rief Wagner, und drückte ihre zitternde Hand an seine Lippen; „ich habe Sie geliebt, — jetzt schätze ich Sie mit der innigsten Achtung. Ihr Heldenmuth macht Sie groß. Ich bin schwach wie ein Kind gegen Sie! Ich kann nichts, als weinen. — O, wie gern gäbe ich die zweite Hälfte mei-



nes Lebens dahin, um die erste an Ihrer Hand genießen zu können!“ —

Emilie war tief erschüttert; die Wlmer fürchtete, daß ihr jede Gemüthsbewegung nachtheilig sein könnte, und bat den Professor, sich zu entfernen. Wagner ging; Emilie reichte ihm ruhig die Hand, und sagte ihm ein freundliches Lebewohl! —

---

Die Operation ging glücklich vor sich. — Emilie verlor die Brust unter den schrecklichsten Schmerzen, und gab mit dem grausamen Schnitt des chirurgischen Meßers, alle Hofnung auf Gesundheit und Lebensgenuß auf ewig hin. — Sie lag auf der nehmlichen Stelle, auf der Heinrich eingeschlafen war; ihre Uhr hing an dem Nagel, an dem Heinrichs Uhr abgelaufen war. Die Möglichkeit, ihm bald zu folgen, war

ihr ein schöner, tröstender Gedanke; denn hier hatte sie nichts, was irgend einigen Reiz ihr mehr gewähren konnte.

In den ersten drei Wochen durfte Emilie, außer ihren Wärterinnen, keinen Menschen sprechen. Man entfernte alle Gesellschaft von ihr, und die Aerzte empfahlen ihr, ihrer Seele die möglichste Ruhe und Abgezogenheit von allen Gemüthsbewegungen zu gönnen.

Wagners neuliche Reise hatte die Verbesserung seiner Lage zum Gegenstand gehabt; er hatte sich bei einem auswärtigen Mann von Gewicht und Empfehlungen beworben, und wurde in Breslau angestellt. Seine Abreise fiel in Emiliens Quarantänezeit; er konnte nicht einmal Abschied von ihr nehmen; aber er freute sich herzlich, als er nach einigen Monaten von seinem Freund Welner die Nachricht bekam, daß  
 sie



ſie ſich wieder vöſſig wohl befinde, ziemlich heiter ſei, und in dem Cirkel ſeines Hauſes nicht nur wieder Ihren vorigen Platz eingenommen habe, ſondern ſelbſt bei Ihnen logire.

„Deſto auffallender“ ſchrieb er weiter, „wird es Ihnen aber ſein, wenn ich Ihnen melde, daß meine häußlichen Verhältniſſe ſich ſeit Ihrer Abweſenheit leider ſehr verändert haben. Mein Herz wollte ſich Ihnen oft darüber öffnen; allein immer glaubte ich noch, das Gewitter, was ſich zuſammenthürmte, zu zertheilen. Leider iſt meine ganze Kraft dies nicht vermdgend geweſen. Wundern Sie ſich, lieber Freund! ich ſpreche von den Verhältniſſen mit meiner Frau! Sie werden ſich viellächt oft die Frage ſelbſt gethan haben, die manche Leute indelikat genug waren, an mich gerade zu richten: wie ich ſolch eine Frau wählen

konnte? Denn bei Ihrer feinen Menschenkunde haben Sie gewiß längst bemerkt, daß wir beide für einander nicht geschaffen, mit einander nicht glücklich waren. Ihnen bin ich Wahrheit und Offenheit schuldig; o, es thut mir wohl, gegen jemand wahr und offen mein Herz ausschütten zu können, denn hter kenne ich keinen, an den ich mich so unwillkürlich hingezogen fühlte, als an Sie.“ —

„Ich war zwanzig Jahr alt, als ich meine jezige Frau auf der Universität kennen lernte, welche die Gattin eines geschickten Instrumentenmachers war. — Erzogen auf einer klösterlich eingerichteten Schule, auf das strengste entfernt von allem weiblichen Umgange, konnte der insinuante Verstand des ersten Frauenzimmers, welches ich seit meiner Aeltern Hause wieder sah und sprach, nicht anders, als den lebhaftesten



Eindruck auf mich machen. Sie war damals eine Frau von fünfundsreisig Jahren, erträglich von Gesicht, einem Schein von ungeheuchelter Herzengüte, und mehreren Talenten, die ihr in dem ganzen Kreis ihrer Bekannten die ungetheilteste Achtung erwarben. Ich zog mich schüchtern gegen alles, was einem Weibe ähnlich sah, in mich selbst zurück; sie kam mir überall entgegen, suchte mich auf, und wußte es auf eine feine Manier dahin zu bringen, daß ich im nächsten Halbjahre in ihr Haus zog. Ich ward durch den längern Umgang allmählich dreister, und sie gewann meine innige Annäherung durch die Mittheilung ihrer Verhältnisse zu ihrem damaligen Manne, den sie, in Rücksicht des Geistes, weit unter sich fühlte, und den sie daher mit einer empörenden Geringschätzung behandelte. Hätte ich mehr Weltkenntniß gehabt, so hätte ich

Ihr widersprochen, wenn sie über das Elend klagte, einen einfältigen Handwerksmann zum Gefährten ihres Lebens ewig haben zu müssen; denn der Mann war gut, brav, ehrlich, fleißig, und liebte seine kluge Frau mit einer beispielelosen Achtung. So aber stimmte ich ganz in ihre Gefühle und Klagen mit ein. Meine Eitelkeit folgerte sich aus ihrer immer sichtbarer werdenden Neigung zu mir, den schmeichelhaften Schluß, daß mein Geist mit dem ihrigen sympathisire, daß mein Verstand mit dem ihrigen wagerecht sein müsse, und daß wir beide zusammen ein glückliches Paar hätten werden müssen.“

„Ich hatte nie Romane gelesen. Aus ihrer Hand bekam ich die ersten. Ich verfiel sie mit der heftigsten Gierde, ich studirte die Liebe, und meine Minna (so nannte sich damals meine Frau in ihren



heimlichen Briefen, ob sie gleich, wie ich nachher erfuhr, in der Laube Kunigunde Erdmuths Tugendreich genannt worden war) commentirte mir diese Kompendien der Schwärmererei mit einem Feuer, daß ich mir das Hirn daran verbrannte. War es Zufall oder kluge Wahl meiner Geliebten, — alle die Romane, die ich von ihr bekam, enthielten oder endigten sich mit Entführungsgeschichten, so daß ich mich fest überzeugte, eine reelle Liebe ohne Entführung könne gar nicht gedacht werden. — Meine Minna war unglücklich in ihrer Lage; ich umschlang sie einst, und frug im Geiste eines eben weggelegten Romans, ob sie mir folgen würde, wenn ich sie von ihren Fesseln befreite? — „Wilm!“ (ich ließ mir den Namen gefallen; sie las einst eine Klostergeschichte mit Kupfern, die Hauptperson hieß Wilm — dem sollte ich ähnlich sehen) „Wilm!“

rief sie und hob die Hände gen Himmel;  
 „Du bist groß und edel, mit Dir gehe ich  
 und wenn Du mich in den Tod führest!“ —  
 Ich erschrock über ihre Antwort, denn ich  
 hatte es so ernstlich doch nicht gemelnt; ich  
 hatte nicht genug Muth, den Plan zu ei-  
 ner solchen Geschichte auszudenken, viel we-  
 niger ihn auszuführen. Dazu fand sie sich  
 desto mehr geeignet; den nächsten Abend  
 schon hatte sie alle ihre Habseligkeiten von  
 einigem Werthe eingepackt; ihren Mann  
 veranlaßte sie zu einer Geschäftsreise, die er  
 schon lange hatte unternehmen wollen, und  
 die ihn über vierzehn Tage vom Hause ent-  
 fernt hielt, und noch denselben Morgen,  
 als er das westliche Stadt-Thor passirte,  
 führen wir zum entgegen gesetzten hinaus. —  
 „Nun bin ich ganz Dein Weib!“ hob sie  
 sanft schmelzend auf der nächsten Station  
 an. „Gott, sieh auf uns herab und sei



unserm Bunde gnädig!“ — Ich weinte vor Freude, und küßte ihr zärtlich die Hand, als sie mir ein kleines Gedicht gab, das sie einige Stunden vor unsrer Abreise auf unsre Flucht gemacht hatte, und welches ein Meisterstück in meinen Augen war.“ —

„Unsre Tour ging nach Berlin. Hier hatte meine Frau — denn dafür gab sie sich im Potsdammer Thore aus — einen Onkel, der ein großer Mann sein sollte, und der mein Glück machen würde. Sie bat für mich um einen Posten; der Onkel zuckte die Achseln, es war alles besetzt. Hoffnungsvoll schrieb ich nun an meinen Vater, einen Mann, den man auf 50 bis 60,000 Thaler schätzte; ich war sein einziger Sohn, Schwestern hatte ich noch zwei. Ich schrieb ihm, daß ich das süße Band der Ehe geknüpft hätte und glücklich sei; ich gedächte, hier bald plagirt zu werden, bis dahin bäte

ich ihn, mir meinen Universitäts-Wechsel zu  
 continuiren, und seiner Weise gab ich ihm  
 zu verstehen, daß wir jetzt unsrer zwei wä-  
 ren, die davon leben müßten. Meine Frau  
 legte einen Brief bei, so wunderschön, daß,  
 wenn uns mein Vater auch sein ganzes  
 Vermögen geschickt hätte, dies noch immer  
 zu wenig für den süperben Brief gewesen  
 wäre; in meinen Augen war er ganz un-  
 bezahlbar. — Mein Vater antwortete:  
 „ich kann dem Herrn Welner nichts schi-  
 cken, weil ich ihn enterbt habe; auch wird  
 derselbe wohl thun, wenn er meinen Namen  
 mit einem andern verwechselt!“ — Ich  
 erschrock, denn wir hatten alle Habseligkei-  
 ten unsers Koffers beinahe veretzt und  
 verkauft, und unsre Mahlzeiten wurden  
 kärglicher. — Meine Frau küßte den  
 Brief.“

„Nicht Fluch dir, grauem Vater meines



Wilms, dank dem Ewigen für diese Prüfung!" rief Sie und drückte mich fest an sich. Sie nannte mir eine Mariane, eine Theresse, eine Betty, eine Fanny, und eine Menge solcher schöner Namen, lauter Mädchen, denen es nach der Entführung noch viel schlimmer gegangen war. Ich hörte das recht gern, aber ich hätte doch lieber etwas zu essen gehabt. Zum Glück konnte ich etwas zeichnen; ich engagirte mich bei einem Puthändler zu Strickerei, Zeichnungen; meine Frau legte sich auf Sticken und Bandmalen, und vorzüglich im erstern brachte sie es wirklich zu einer außerordentlichen Fertigkeit. Jede ihrer Arbeiten hatte Leben und Geist, in jeder Blume war Seele; ich sehe heute noch ihre Stickerelen mit Vergnügen. Wir lebten kümmerlich, aber glücklich. — Ich ward allmählig bekannter, fand Freunde und erhielt eine kleine Secretair:

stelle; — ich avancirte fort, hatte Glück mit meinen Vorderleuten, und ward Hofrath. Heute hatte ich das Patent, und morgen erhielt ich die Nachricht von dem Tode meines Vaters. — Meine beiden edlen Schwestern machten mir mit dem dritten Theile des sämmtlichen Vermögens ein freiwilliges Geschenk; ich bekam 20,000 Thaler und kaufte mir das Haus, in dem ich das Vergnügen gehabt habe, Sie bei mir zu sehen.“ —

„Die Roman-Ideen bei meiner Frau hatten sich, als sie älter wurde, verloren; sie hatte an deren Stelle, besonders in den letztern Jahren, wo wir schon etwas gemächlicher lebten, Launen bekommen. — Freund! das sind schreckliche Dinger, beinahe wie die Erdflöhe; sie fressen die Pflanzen bei den Wurzeln zu Schanden. Sie hatte mit mir manche Leiden getheilt, jetzt



sollte sie mein Glück theilen. Ich meinte  
 blühte mein Logis auf das geschmackvollste,  
 ich schaffte ihr Equipage an, ich hielt ihr  
 eine Kammerjungfer, wir sahen mehrere  
 gute Freunde bei uns, selbst der vornehme  
 Onkel erinnerte sich unser gütigst wieder.  
 Meine Frau war nicht glücklich! Sie hatte  
 einen Gift auf eine Menge Menschen be-  
 kommen, die sie vorher mit der Achsel an-  
 gesehen hatten, und denen sie nun den  
 Daum auf's Auge setzen zu können glaubte;  
 dies machte sie bei den Leuten verhaßt, das  
 fühlte sie. Um jemand zu haben, an dem  
 sie ihren Unmuth auslassen konnte, nahm  
 sie mich, ihre Domestiquen und ihre Haus-  
 freunde zum Stichblatt; letztere blieben zum  
 Theil ganz aus, erstere wechselten alle vier  
 Wochen, nur ich mußte aushalten. Sie  
 fing mir wirklich an, das Leben sauer zu  
 machen; wie oft wünschte ich mich in

mein Zeichenkämmerchen zurück, wo ich sie schätzte und liebte! — Sie hatte seit mehrerer Zeit ihren Körper zu vernachlässigen angefangen. Ich machte sie oft aufmerksam; sie achtete dessen nicht. — Kleinlich sah ich sie nie mehr; Kleider, Wäsche, Gesicht und Hände waren immer schmutzig; sie schnupfte stark Taback, und zu meinem Schrecken gewahrte ich aus ihrem Munde nicht selten eines häßlichen Brandtwein; Geruchs; sie trank, wie ich nachher erfuhr, den gemeinsten Fusel. Wie sie sich ihn angewöhnt hatte, weiß ich nicht; aber sie wurde eine solche Sclavin dieser Gewohnheit, daß sie keinen Tag ohne ein Viertel; Quart hingehen lassen konnte.“

Durch meine verbesserten Vermögens- Umstände war ich in Cirkel von feinerer Bildung gekommen; ich fühlte, daß meine Frau zu den Leuten von gutem Ton nicht



mehr paßte, und dies that mir unnenubar wehe. Durch ihren Geist wußte sie alle Menschen zu bezaubern, aber ihre Aufführung und ihr Schmutz schreckten alle wieder eben so weit zurück. Halten sie dies nicht für psychologisch inconsequent. Der Verfasser der Bagatellen, einer Lieblingslectüre des vorigen Jahrzehends, war ganz das Ebenbild meiner Frau; schmutzig, immer halb nüchtern, und doch dabei ein Mann von den ausgebreitetsten Kenntnissen, Insinuationsgabe u. d. m.“ —

„Ich gestehe, daß ich mich von ihr allmählig entfernte. Ihr Betragen wurde mir widrig, und ihre temporellen Liebesfungen, die ich oft als eine Folge des Espritus ansehen mußte, unausstehlich! Meine Kälte fiel ihr dann empfindlich, und sie war indelikat genug, darüber gegen meine Freunde zu klagen. Von den

Vertrauesten meines Herzens erfuhr ich dies wieder, und bei dieser Gelegenheit bekam ich noch mehr Veranlassung, meine Neigung von ihr zu wenden. Man erzählte mir nemlich, daß sie sich über einen Vertrag, den ich mit meinen edlen Schwestern geschlossen hatte, (und nach dem ich ihnen und ihren Erben mein ganzes Vermögen, ein Legat für meine Frau ausgenommen, nach meinem Tode zurück zu geben gedachte) beleidigt fühle, daß sie bei meiner schwächlichen Constitution meinen Tod früher glaube, als den ihrigen, und daß sie daher den möglichsten Unterschleif mit den Wirthschaftsgeldern zu ihrem Vortheil mache, um sich für die Zukunft, durch Ersparung eines Kapitals, immer vorläufig sicher zu setzen. Dies hatte ich nicht erwartet! Um meine Freunde nicht zu verrathen, mußte ich schweigen. Ich glich ihre Rechnungen genauer durch, fand



die mir mitgetheilten Nachrichten bestäetiget, und wurde strenger gegen sie. Sie ward ungestüm, klagte über Härte ihres Mannes gegen alle Bekannte, und warf den Hauptverdacht der Klätscheret auf die Hausjungfer, die sie nun mit unbeschreiblicher Bitterkeit zu behandeln anfing.“

„Karoline, ein armes, aber gut erzogenes Mädchen, litt lange; endlich schüttete sie ihr Herz gegen mich aus; sie attachirte sich an mich; sie hatte meine Theilnahme, die sich allmählig in Neigung wandelte. Meine Frau war 51, ich 36, Karoline 21 Jahr alt; ich also 15 Jahr jünger, als meine Frau, und 15 älter, als Karoline. — Karoline gewann mich durch ihre Tugend, durch ihre duldbende Güte, durch ihre Reize; — ich sank! — Meine Frau überraschte uns! Sie klagte jetzt auf Scheidung; es bedurfte nur einer Separation, denn wir waren nie

getraut! — Gestern sind wir gerichtlich auseinander gesetzt worden; sie erhält von mir frei Logis, und jährlich 300 Thaler zu ihrem Unterhalt. Kinder haben wir nicht, wie Sie wissen! Ihre Lieblinge, fünf Mopse, hat meine Frau mit sich genommen. Karoline ist noch bei mir; vielleicht stelle ich sie Ihnen, wenn Sie uns einst besuchen, als meine Gattin vor. Ich bin u. s. w.“

Unterdessen lernte Wagner ein braves, liebes Mädchen in Breslau kennen. Nach der Verbindung mit ihr, reiste er in ihrer Gesellschaft nach Berlin, wo er seit einem Jahre nicht gewesen war, um einige Familiengeschäfte abzumachen.

Den Morgen gleich nach seiner Ankunft, ließ sich ein Herr bei ihm melden, der ihn allein zu sprechen wünsche. Es war der Amtmann Thalberg.

„Demoselle Blond, die hier neben an logirt,



logirt, hat gestern Abend erfahren, daß Sie hier angekommen sind, und mir aufgetragen, Sie zu bewillkommen.“

„Emilie?“ frug Wagner mit herzlichster Theilnahme; „was macht sie, wie lebt sie?“

„Sehr unglücklich — unnenubar unglücklich, bis zur höchsten Verzweiflung unglücklich! Zu Ihrer Menschenfreundlichkeit, mein Herr, zu Ihrer Güte, zu Ihrer Hülfe nimmt sie ihre einzige Zuflucht — Gott hat Sie heute als Emiliens Engel hergesandt!“ —

„Herr Amtmann, Sie setzen mich in das größte Staunen! — Kann ich Emilien gefällig sein, so sollen sie in meiner Bereitwilligkeit einen Beweis meiner älteren Achtung finden. — Sprechen Sie!“

„Ihr edles Wort öffnet mir das Herz, das seinem Jammer und den Vorwürfen meines Gewissens beinahe unterliegt! —

Emilie ist schwanger — schwanger von mir! — — Fürchtet jeden Augenblick entbunden zu werden!“ — —

„Mensch! — Emilie? — Sie? — Ihr Schwager?“

„Ihr Staunen ist gerecht; ich verstehe den Zorn Ihres Auges, er trifft das Innerste meiner Seele. Verdammen Sie mich, nicht Emilien! — Emilie ist selbst in der Stunde ihrer Entbindung, noch unschuldig. Ich kenne die Größe meines Vergehens, und spreche mir mein Urtheil selbst! aber — geschehene Dinge kann Gott selbst nicht zurückrufen! — Nur Emilien retten Sie! Meine Seele, meine Ruhe, mein Glück ist auf ewig verloren!“

Wagner ging mit in einander geschlagenen Armen auf und ab. — Thalberg weinte. —

„Aber wie konnte Emilie“ unterbrach Wagner die Pause, „so tief sinken — in



ihrer Lage, bei ihren Gesundheits-Umständen, in ihren Familienverhältnissen mit Ihnen, bei ihrer Erziehung, bei ihrem feinen Gefühl für Sittlichkeit und Tugend? — Denn ganz schuldlos kann sie doch nicht seyn!“

„Ich betheure Ihnen bei Ihrer jetzigen Verzweiflung, daß sie es ist; aber schonen Sie meiner! — Mein Ehrgefühl leidet bei der Erzählung meines Verbrechens zu sehr, und übrigens würde ich Menschen compromittiren müssen, deren Rache ich noch fürchten muß. Emilie fleht um Ihre Hilfe; soll ich diese aber mit dem Detail unsers Falls erkaufen, so will ich gern meine Achtung für mich selbst Ihnen Preis geben, denn ich kann, ich darf nichts versäumen, was Emilien retten kann!“

„Halten Sie mich nicht für unedel genug, Ihnen Ihre Geheimnisse abzugwin-

gen. — Wodurch kann ich Ihnen und Emilien dienen?“

„Es ist uns geglückt, ihre Schwangerschaft noch ziemlich geheim zu halten; selbst Wilmers wissen nichts darum. Emilie wohnte zuletzt bei Welners, die davon unterrichtet sind; sie zog aus und gab allgemein eine Reise nach Sachsen zu einer Tante vor, und logirte sich heimlich hier nebenan, wo sie ihrer Niederkunft entgegen sieht. Ihr Vormund steht auch in dem Wahn, daß sie abgereist sey, und der Tante haben wir uns entdecken müssen, um von ihr des Onkels Briefe zu erhalten. — Die Entbindung erfordert mehrere Ausgaben; Ich bin hier fremd, und Emilie darf keinem Menschen das Nähere ihrer Laage mittheilen, um nicht Ruf und Ehre auf ewig zu verlieren. — Edler Mann, Sie



sind unsre einzige Rettung, unsre Zuflucht,  
unser Trost!,,

Wagner bestellte Thalbergen des Nachmittags wieder, schafte bei einem alten bekannten Juden Rath, und schoß, auf Thalbergs Wechsel und auf eine schriftliche Wiederbezahlungs-Versicherung von Emilien's Hand, 100 Thaler auf ein Jahr vor. — Thalberg küßte ihm die Hand vor Freuden; Emilie war nun gerettet! Wagner wollte mit seiner Frau selbst zu ihr gehen; allein er fürchtete sie zu erschüttern, und dann sah dies auch aus, als ob er sich seinen Dank holen wollte. Er ließ sich dafür beim Hofrath Welner melden, und erhielt zur Antwort, daß es diesem unmöglich sey, ihn heute anzunehmen; morgen Mittag sollte er aber so gut seyn, und mit seiner Frau bei ihm essen.

Wagner freute sich auf diesen Mittag,

denn der Hofrath war einer seiner ältesten Freunde, und jetzt konnte er ihn allein genießen, denn die Welner haßte er von jeher im Innern, so sehr er auch ihrem Verstande alle Gerechtigkeit immer hatte wiederfahren lassen.

Er fuhr mit seiner Frau zur bestimmten Stunde hin, und traf einen kleinen Cirkel alter Bekannten beisammen; der Hofrath hieß es, sey noch auf der Expedition, werde aber auch gleich kommen. — Auf einmal stog die Thür auf, der Hofrath, sehr elegant gekleidet, trat herein, an seinem Arm — die Hofrätthin, hinter ihnen der Priester! — — Man gruppirte sich, der Prediger hielt eine kurze Trauungsrede, und copulirte das Pärchen!! —

Wagner traute seinen Ohren und Augen nicht, und frug seine Frau, die dicht neben ihm stand, ganz leise: „Sag' mir,



werden die beiden Menschen da wirklich getraut, oder träume ich's nur?" —

Zum Glück war die Rede des Predigers ziemlich lang, so daß Wagner Zeit gewann, sich ein wenig wieder zu sammeln. Die Hofrätin zerfloß in Thränen; auch der Hofrath schien sehr gerührt zu seyn. — Nach vollendeter Trauung kreuzten sich alle Sohlen durcheinander, man scharrete mit den Füßen und schnitt die festlichsten Glückwünschungs-Komplimente. Wagner brachte auch einige Worte vor; viel konnte er nicht sagen, denn die herausgeheuchelten Silben starben ihm auf der Zunge.

„Sie werden sich wundern“ hob endlich der Hofrath an, und zog Wagner auf einige Augenblicke ans Fenster, „daß ich Sie mit meiner Verbindung überrasche; auf meine Briefe wenigstens werden Sie dies nicht erwartet haben.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ antwortete Wagner, und zwang sich zu einem nochmaligen Gratulationsgesichte.

„Meine Frau hatte gefehlt, und ich hatte gefehlt; wir waren uns nicht gewohnt, wir konnten nicht von einander; unsere Misverständnisse haben sich gehoben; sie hat nachgegeben, und ich habe Aufopferungen gemacht. — Jetzt sind wir wieder einig — hoffentlich nun auf ewig. Es ist doch ein gutes Weib!“

„Wohl Ihnen, wenn Sie diese Uezeugung immer behalten! — Und Karoline?“ —

„Ist und bleibt im Hause! — Ein Beweis von der Seelengröße meiner Frau. Karoline ist jetzt ihre Freundin, und“ —

„Und Sie?“

„Ihr Freund; und wenn ich etwas noch mehr sein sollte, so bin ich es — mit der



Bewilligung meiner Frau. — Wagner, ich wünsche Kinder, und meine Frau will ihre Pflegemutter sein! — Kennen Sie ein edleres Weib?“ — — —

Karoline war nicht bei der Trauung gegenwärtig gewesen. Jetzt trat sie herein; bleich und vom innern Gram halb vernichtet.

Wagner knipp sich einigemal in die Fingers, um sich zu überzeugen, daß er gewiß wache, und alles das mit offenen Augen sähe und mit seinen Ohren höre. — So hatte er sich die Welt nie gedacht! —

Man rief zur Tafel. Alles war froh und seelenvergnügt. Die Hofrätthin unterhielt die ganze Runde; sie war heute für ihre Jahre recht geschmackvoll angezogen, hatte sich reinlich gewaschen, und roch auch nicht nach Brandtwein; — nur auf dem Halstuche lagen einige Tabacksflecke. —

Wagner saß ihr gerade gegen über; sie hatte tausenderlei Sachen mit ihm zu beschwätzen; unter andern kam sie auch auf Emilien. Er that, als ob er von ihrer letztern Geschichte nichts wisse.

„Nu da kennen Sie also das saubre Früchtgen noch gar nicht? das wär' ein liebes Weib für Sie gewesen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß er Ihnen deren Stelle mit solch einem Engel, als ich in Ihrer Frau finde, ersetzt hat. — Aus Mitleid nahm ich die Emilie in mein Haus; da kommt ihr Schwager Thalberg her, und sechs Wochen drauf klagt sie über sehr bedeutende Symptome. Ich gehe ihr auf's Gewissen, da beichtet sie. — Gott, hätten Sie das in diesem Mädchen gesucht? Sie mußte den Augenblick aus dem Hause, und jetzt ist sie — in die Bäder nach Sachsen gereißt. Sie hat so viel Schulden, als



Haare auf dem Kopf. Alles verbringt sie mit Thalberg, welcher hier beinahe ein Jahr auf ihre Kosten gezehrt hat; mir selbst ist sie — doch ich will ihr nichts böses nachreden. Wo Tugend und Keuschheit gewirthen sind, da ist, wenn sich die Ehrlichkeit einmal hin verirrt, Thür und Thor verschlossen; kurz, es war nichts an dem Mädchen! Auch mit ihrem Vermögen stand's schwach; sie hat sich immer reicher gemacht als sie ist, bloß um sich an einen Mann zu bringen. Der ganze Bettel soll 4000 Thaler betragen, wo an 2000 Thaler für ihre Kur, für ihren herzlichsten Thalberg und für eine Menge Puzrechnungen schon zersplittert sind. Es war ein gewaltig leichtes Ding; schon mit dem jungen Wilmer soll sie auf einem sehr unanständigen, traulichen Fuße gelebt haben!“

Wagner hatte schon vom Anfange des

Discours an, nicht viel Appetit gehabt; jetzt verging er ihm ganz. Er gab seine 100 Thaler verloren, und schrieb, als er zu Hause kam, in sein Haushalts-Buch: „für Unterricht in der Menschenkunde“ — 100 Thaler in Ausgabe.

Er wünschte, Thalberg noch über manches zu sprechen, und wollte ihn auffuchen; aber in allen Häusern neben und gegen seinem Gasthose, wohnte weder ein Amtmann Thalberg, noch eine Emilie Blond. Sie mußten sich entweder andre Nahmen gegeben haben, oder anderswo wohnen, oder seit gestern Nachmittag verreißt sein.

Leicht hätte er durch die Polizei das Nähere ausmitteln können; theils fehlte es ihm hierzu aber an Zeit, theils und besonders an Lust. — Es lag ihm eine Art Verfolgungsgeist gegen die unglückliche Emi-



lle darin, und er hatte selne 100 Thaler ja  
berelts Preis gegeben! —

Er ging nach Breslau zurück. Nach  
einiger Zeit erfuhr er zufällig, daß sich Emi-  
lie in G., einer Preussischen Mittelstadt,  
aufhalte; von Thalberg konnte er nicht die  
geringste Spur erhalten. — Das Jahr  
verfloß, der Wechsel war fällig, es kam kein  
Geld. — Wagners ökonomische Lage war  
jetzt in der Verfassung, daß er jene Summe  
doch nicht gern ganz missen wollte. Seine  
Frau war niedergekommen, und seine Schwie-  
germutter hatte er begraben lassen. Der  
Berliner Jude, der das Geld vorgeschossen  
hatte, mahnte ihn, und er mußte zahlen.  
Er schrieb also an Emilien, und brachte jes-  
nen Vorschuß in Erinnerung; sie antwortete  
in wenig Worten, und bat um einen Mo-  
nat Aufschub. Wagner ließ zwei Monate  
vorbegehen; er schrieb von neuem. Emille

ersuchte ihn, nur noch vierzehn Tage Anstand zu nehmen; sie werde dann mündig, erhalte ihre Gelder vom Pupillen-Kollegio, und könne dann frei über ihr Vermögen disponiren, anstatt daß sie jetzt darüber mit ihrem Vormunde Weltläufigkeiten haben würde. — Wagner wartete vierzehn Wochen. — Jetzt riß ihm der Faden der Geduld; er fand, was er damals nicht gern glauben wollte, daß die Schilderung der Hofrätin von ihr nicht unwahr sei, und wendete sich an den Vormund, ohne jedoch der Schwangerschaftsgeschichte zu erwähnen. Mit umgehender Post erhielt er zur Antwort, daß diese Forderung ungültig sei, weil sich Emilie, als eine damals noch minderjährige Person, gesetzlich zu nichts verbindlich habe machen können, und daß Emilie geläugnet, je von dem Herrn Pro-



fessor Wagner Geld vorgeschossen bekommen zu haben.

Keine Erbitterung ist größer, als die des beleidigten Gutherzigen. Es ist auch ein niederschmetterndes Gefühl, seine uneigennützigste Menschenfreundlichkeit so abscheulich undankbar erwidert zu sehen. Wagners Seele ging in edlen Unwillen über; das hatte er um Emilien nicht verdient! Er verlor nicht nur sein Geld, sondern seine Ehre war auch gekränkt, denn sie hatte seine Forderung, die sie in frühern Briefen doch bereits anerkannt hatte, durch ihr Lügner in ein sehr nachtheiliges Licht gesetzt. — Mit eifriger Hitze flog er aus Pult, und entlud sich in einem Briefe an Emilien, all der Vorwürfe, die er ihrem Leichtsinne, ihrer Wortbrüchigkeit, und jetzt ihren Lügner-talenten zu machen hatte. —

Ich schreibe mit Emilien's Antwort, die ich unverändert meinen Lesern mittheile.

Mein Herr!

Ich bitte Sie nicht um Verzeihung, weil ich gewiß weiß, daß Sie mir sie freiwillig schenken, wenn Sie diesen Brief ausgelesen haben. Entschuldigen will ich mich nicht, sondern Ihnen bloß meine Geschichte erzählen. Für jede Unwahrheit strafe mich Gott mit einem bösen Tage! Wenn Sie so gut wissen, als ich, was das heißt: ein böser Tag; so werden Sie in diesem Briefe keine Lügen mehr vermuthen.

Bei Ihrem Abschiede an meinem Krankenbette in Berlin, fange ich an. Ich weile oft und gern bei jenem Augenblicke! Sie gingen nach Breslau; ich



genas, jedoch bedurfte ich immer noch der ärztlichen Hülfe, und blieb deshalb in Berlin. Die Wilmer war in Hofnung, und sollte ehestens niederkommen. Die Unruhen, die ich ihr machte, waren mit ihren Verhältnissen nicht verträglich; ich fühlte dies selbst, dachte auf's Ausziehen, und frug die Hofrätthin Welner um ein anständiges Unterkommen. Sie bot mir ihr eigenes Haus an. Ich wollte mich ihr zwar nicht zu sehr verbindlich machen, und suchte ihren Antrag anfänglich abzulehnen; allein sie drang in mich, ich mußte es annehmen, wenn ich sie nicht beleidigen wollte. Ich hatte meine eigenen Zimmer und meine Küche; der Hofrath machte mir billige Mlethsbedingungen; ich hielt mir ein eigenes Mäd:

chen, und lebte für meine Lage recht angenehm.

So waren ungefähr sechs Wochen vergangen, als mich der Mann meiner ältern Schwester, der Amtmann Thalberg, besuchte. Er wünschte eine königliche Domainen-Pachtung zu bekommen, und hoffte, seinen Wunsch durch die Mitwirkung einiger Berliner Freunde in Erfüllung zu bringen. Die Sache verzögerte sich etwas; der Aufenthalt im Gasthose fiel ihm zu kostspielig, ich nahm ihn in mein Logis, er aß mit mir, und war mir in meinen geschäftlosen Stunden, und weil ich keine großen Cirkel besuchen mochte und konnte, ein angenehmer Gesellschafter. Ich kannte seine Verhältnisse zu seiner Frau; sie waren nicht die besten. Er klagte über ihre Strenge



und Kälte, und da ich meine Schwester von Jugend auf, ihres gebieterischen Tones halber, nie recht leiden konnte, glaubte ich ihm gern, und wunderte mich, wie sie mit einem so hübschen, heitern, gefälligen Manne, nicht glücklich sein konnte. Er ward von Tage zu Tage aufmerksamer gegen mich; ich fühlte dadurch einen kleinen Triumph über meine Schwester. Meine jugendliche Eitelkeit fand sich in diesem Gefühle wieder, und ich erwiderte Thalbergs Neigung mit Zärtlichkeit, um ihm den Unterschied zwischen der ältern und jüngern Schwester recht merklich zu machen. Mehr dachte sich meine Seele nicht dabel. Er nahm die Sache von einer ernstlicheren Seite. Er lebte wirklich höchst unglücklich mit seiner Frau; ihr Vermögen hatte er,

wie ich nachher erfuhr, größtentheils  
 verschwendet, und die Fürsliche Pacht-  
 tung, die er im D...schen hatte, war  
 ihm genommen worden, weil er mit  
 den Pachtgeldern in Rückstand geblie-  
 ben war. Er machte jetzt den Plan  
 auf meine Hand, um mit meinem Ver-  
 mögen, welches er größer glaubte, als  
 es war, eine Preussische Pachtung zu  
 übernehmen. Sein Herz sprach auch  
 dazu für mich; ich schien ihm sanfter,  
 als seine Frau zu sein, und aus mei-  
 nem Benehmen ahndete er Gegenliebe.  
 Im Welnerschen Hause sprach man  
 damals von nichts als Ehescheidung; —  
 dies alles führte ihn auf den Plan,  
 sich von seiner Frau scheiden zu lassen,  
 und mich zu heirathen. Er entdeckte  
 sich der Hofrätthin, mit dem Zusatze,  
 daß er von mir keine abschlägliche Unt-



wort fürchte, nur wisse er nicht, von seiner Frau auf eine gute Manier los zu kommen, indem man im D...schen mit der Trennung der Ehen schwieriger sei, als im Preussischen, besonders da es ihm ganz an Scheidungsursachen fehle. Die Hofrätthin befand sich damals, in Rücksicht ihrer ökonomischen Verhältnisse, in der dringendsten Lage. Sie hatte sich in den letzten Jahren zu einem sehr gemächlichen Leben gewöhnt; jetzt stand sie auf dem Punkt, von ihrem Manne separirt zu werden. Dieser wollte ihr jährlich 300 Thaler aufsetzen, und wenn sie gleich ein Capital von 6 — 700 Thaler zurück zu legen gewußt hatte, so reichte doch dies alles kaum zu einem nothdürftigen Leben hin; sie war also geschwind mit dem Projecte fertig, auf eine ho-

nette Art mit von meinem Gelde zu leben. —

„Närrischer Mensch!“ rief sie in die verlegene Seele des Amtmanns; „wenn Sie weiter keine Noth haben — dafür lassen Sie mich sorgen. — Man scheidet bei Ihnen doch, wenn ein Gatte mit einer dritten Person einen unerlaubten Umgang hat?“ — —

„Ja!“ antwortete Thalberg. „Aber was wollen Sie damit sagen?“ —

„Wie Sie kurzfristig sein können! — Ob Sie nun mit Emiliens Brautkranz ein paar Monate eher oder später tändeln, das ist wahrlich eitel. — Verstehen Sie mich nun, Sie kleiner, blinder Maulwurf? — Daß sich doch die Männer nimmermehr zu helfen wissen!“ —

„Liebe, beste Hofrätthin, das thut



Emille auf keinem Fall; — da kennen Sie das Mädchen nicht!“

Die Hofrätthin lachte auf, meinte, sie kenne alle Mädchen, rath ihm, sich mir nur allmählig immer zu nähern, und bat ihn, das übrige ihr zu überlassen.

Ich wußte von dem allen kein Wort. Die Hofrätthin besuchte mich auf meinem Zimmer oft, und wußte das Gespräch immer auf zweideutige, schlüpfrige Gegenstände zu führen. Ich nahm mich anfangs dabei verlegen, allmählig gewöhnte ich mich so daran, daß ich seltner über ihre Aeußerungen erröthete; sie weihte mich in die Geheimnisse der Ehe unvermerkt ein, und meine Aufmerksamkeit im Zuhör en war der Bote ihres Triumphs. — Zur nemlichen Zeit wurde Thalberg von

Tage zu Tage zärtlicher; in seinem Kusse lag nicht mehr das Trauliche des Schwagers. Ich verweigerte ihm mehrere Freiheiten, die er sich allmählig erlaubte, mit Ernst; er wiederholte sie dessen ungeachtet, und wußte sie mit dem nahen Verhältniß unsrer Familien-Verwandtschaft so zu beschönigen, daß ich, schon vergiftet von den Grundsätzen der Welner, seine Tadeln, die immer noch, in gewisser Rücksicht, innerhalb den Grenzen der Bescheidenheit bleiben, schuldlos fand und weniger streng wurde. —

Eines Abends war ich mit ihm bei der Welner, bei welcher ein neuer Miethsmann, der Inspector Held, seinen Einzugschmauß gab; der Hofrath war ausgegangen, wir aßen also unsrer viere allein zusammen, und waren



höchst vergnügt. Held servirte Rheinwein, und nachher Champagner. Die Welner trank, wie ich kein Weib hatte trinken sehen. — „Heute muß alles ein Rausch sein!“ rief sie begeistert, und schenkte von neuem ein. Thalbergs Liebesungen flogen mit jedem Glase. Man trank mir vorzüglich im Champagner zu; ich verlor die Haltung! Held hatte sich entfernt, die Welner ging ebenfalls — wir waren allein — die Stunde meines unnennbaren, meines ewigen Unglücks schlug! — — —

Ich erwachte aus dem Rausche, aus dem Taumel der Sinnlichkeit und aus einer Ohnmacht zugleich, und fand mich in meinem Bette auf meinem Zimmer, wohin man mich während der Ohnmacht gebracht hatte. — Gro:

her, heiliger Gott, welche peinigenden  
 Gefühle durchmarterten mein Herz!  
 Der Abgrund meiner Zukunft gähnte  
 mir entgegen, die Würde meiner Zu-  
 gend lag zu meinen Füßen im Staube,  
 der Lichtglanz meiner Unschuld war  
 auf ewig verbleicht! — Ich weinte. —  
 Jammer und Wehe dem Mädchen, das  
 solche Thränen weint! — Sonst lin-  
 dern Thränen den Schmerz; hier fällt  
 jede Zähre zentnerschwer auf die Last  
 des Vergehens. — Ich rastete; — da ward  
 mir wohl! — O, ich denke noch mit  
 Henkerwuth an den Augenblick, wo  
 mir, wie ein Friedensengel, der Ge-  
 danke durch die Seele flog, meinen Ver-  
 führer zu morden! — Er saß vor  
 meinem Bette, und lächelte, als ich  
 ihn ansah. Dies Lächeln empörte mein  
 Innerstes. — Ich sprang mit dem



Grimm eines Wahnwitzigen aus dem Bette, und faßte ihn bei der Kehle. Glücklicher konnte der Schwächer am Kreuze nicht sein, da ihm Christus das Paradies zusicherte, als ich war, da ich in dem Augenblick ein Messer auf dem nächsten Tische gewahrte; ich flog hin und ergriff es, Thalberg stürzte zur Stube hinaus, und warf die Thüre hinter sich so zu, daß das Schloß zusprang. Ich konnte von inwendig nicht aufschließen, und rennte vor Bosheit das Messer in die Thüre.

Die ganze Nacht kam kein Schlaf in meine Augen, und am andern Morgen hatte ich Fieber. Meine Brustwunde war wieder aufgesprungen — ich stand schrecklich aus. Die Welner besuchte mich; ich bat sie, meinen Arzt rufen zu lassen, und Thalbergen das

Logis bei mir aufzukündigen. Ueber den letzten Auftrag schien sie zu stutzen; ich gab vor, daß ich fürchte, sehr krank zu werden, und da ich alsdann, wegen der feischen Luft, die Zimmer öfters wechseln müsse, bedürfe ich Thalbergs Stube.

Thalberg zog aus, ohne mich zu sprechen. Ich mußte ihn leider selbst wieder rufen lassen. — Ich fühlte nemlich einige Zeit nachher die Folgen jenes unglückseligen Abends, und entdeckte mich zuerst der Welner, die unterdessen von ihrem Manne geschieden war, sich bei einer Freundin eingemietht hatte, und mich zuweilen besuchte. Die Welner schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und weinte über den Verfall unsers Zeitalters; sie fluchte Thalbergen, und verzweifelte an ihrer



Selbheit, daß ihr Zimmer durch jene Frevelthat entweiht war. Gegen mich fiel nicht ein Laut von Vorwurf, ich hätte die Frau anbeten mögen, so schonend und mütterlich gütig nahm sie sich gegen mich; ich sank ihr in die Arme, und flehte um ihren Rath und Beistand; — sie war so betroffen, daß sie sich gar nicht fassen zu können schien. Endlich sammelte sie sich, und bat, mich dem Arzte mitzutheilen, wegen der Niederkunft sollte ich unbekümmert sein; ich möchte nur so bald als möglich zu ihr ziehen, und dort könnte ich meine Entbindung abwarten, ohne daß ein Mensch ein Wort davon erfahre.

Thalbergen, rief sie mir, nach langer Ueberlegung, zu sprechen, er wäre uns unentbehrlich, meinte sie; und so wüthend sie anfangs auf ihn war, so

milde floß ihr Herz am Ende zur Ver-  
söhnung über; auch er war, sagte sie,  
vielleicht vom Wein berauscht. Held  
war mit seinem abscheulichen Cham-  
pagner an allem schuld, und sie legte  
ein feierliches Gelübde ab, nie wieder  
hienieden einen Tropfen von diesem  
Unglückswein zu trinken.

Thalberg fand zu meinen Füßen  
seine Verzeihung wieder; er hatte zu  
wenig Kopf, um seine Rolle gut ein-  
studirt zu haben, und war schwachher-  
zig genug, mir in einer traulichen  
Stunde die ganze Planmacherei der  
Welner mitzuthellen. — Selbst das  
sanfteste Geschöpf hätte hier bis in  
die tiefsten Falten seines Herzens em-  
pört werden müssen; ich untersagte ihr  
allen Umgang mit mir, entdeckte mich  
meinem Arzte, und erhielt von dem edlen



Manne, bei einer honetten Frau in der Vorstadt, Gelegenheit zu meiner geheimen Niederkunft, und, weil ich von meinem Vormund, der mein Verbrechen noch heute nicht kennt, keinen Geldvorschuß hoffen durfte, die nöthigen Summen baar ausgezahlt.

Der Zeuge meines Elends war ein Sohn, ein schönes, gesundes Kind; das Gefühl meines Unglücks zog mir aber eine Krankheit zu, von der ich zwar geheilt bin, um deren Wiederbeschenk ich aber Gott oft schon gebeten habe. Ich ward auf eine Zeitlang wahnsinnig; ich träumte mich wieder in den Besitz meiner Unbeslecktheit zurück; Heinrich, mein erster Geliebter, lebte noch, ich war die Seine am Brautaltar geworden, und mein Sohn, Robert, war die Frucht un-

stet keuschen Liebe. Allmählig bekam ich meinen Verstand wieder, und mit diesem den Ueberblick über das Schaudervolle meiner Lage.

Thalberg war die ganze Zeit über bei mir geblieben; vielleicht aus Liebe, vielleicht in der Hofnung, meine Hand und mein Vermögen einmal zu bekommen, hauptsächlich aber aus Mangel an Unterhalt. Er lebte ohne Sorge für den morgenden Tag, machte einige Schulden, versetzte heimlich meine Kleider, und wurde von seinen Gläubigern fast täglich gemahnt. — Zufälligerweise erfuhr er, daß Sie nach Berlin gekommen waren, eilte zu Ihnen, bat in meinem Namen um den Vorschuß von Niederkaufsgeldern, und flehte zu meinen Füßen um die letzte Gefälligkeit, mich für die Wiederbezahlung Ihres



Ihres Vorschusses schriftlich zu verbürgen. Ich wünschte, Sie zu sprechen; Thalberg versicherte mich aber, Sie wären abgereist. — Der Aufenthalt in der Residenz wurde mir zu theuer, meines edlen Arztes bedurfte ich nicht weiter; ich eilte also hierher, um mit dem Rest meines Vermögens, das auf 3000 Thaler zusammen geschmolzen ist, hier in der kleinsten Einzogenheit zu leben. Thalberg fand endlich einen kleinen Posten in Berlin; seine Frau hatte sich von ihm scheiden lassen, und lebte, ohne daß ich es wußte, einige Stunden von hier, bei einem Prediger, der in unserm Hause Hofmeister gewesen war; sie überraschte mich mit ihrem Besuche, bot mir ihre Versöhnung an, und theilte mit mir die Erziehungskosten meines Roberts. —



Die schonende Güte meiner Schwester, ist die Rache des Schicksals für mich; ich habe sie tausendmal gebeten, mir zu fluchen, eine einzige Verwünschung aus ihrem Munde, würde mir ein segensvoller Laut sein! Sie umschlingt mich mit ernster Wehmuth, und bittet mich, ruhig zu sein, ich wäre unglücklicher als sie, und in ihrem Unglücke läge der Stoff zu dem meinigen.

Robert bekam epileptische Zufälle! — Gott nahm mir meine einzige Freude auf dieser Welt; das unschuldige Kind starb den martervollsten Tod! — Sie trugen mit ihm meine Ruhe, meine Ergebung weg! Ich verzweifelte und murrte wider die Hand der Allmacht. Doch noch einen Gedanken hatte ich, den Gedanken, meinem Robert bald zu folgen; ich freute mich, daß ich in



mir einen Krankheitsstoff spürte, allein mein ganzer erzwungener Heldennuth, dem Tode entgegen zu gehen, sank, als mir der Arzt ankündigte, daß der Krebs meine zweite Brust auch angegriffen habe, und ich mich einer Operation unterwerfen müsse.

Um die Zeit kamen Ihre Erinnerungsbriefe wegen Ihrer Forderung; die Thalberg hoffte Rath zu schaffen, ich versprach Ihnen Zahlung, und immer war meine Schwester außer Stande, Wort zu halten. Sie schrieben an meinen ehemaligen Vormund; er meldete mir dies, und da er schon längst von meiner Geschichte etwas oberflächliches gehört hatte, so nahm er Gelegenheit, mich auf eine sehr beleidigende Art zu inquiriren. Ich lebe hier unter dem Nahmen einer Ma:

dame-Kummer, deren Mann im  
Südpreussischen angestellt ist, und mich,  
wenn er erst dort eingerichtet sein  
wird, nachholen will; auf der hiesigen  
Post bloß hatte ich, wegen einlaufender  
Brieife, meinen Geburtsnamen no-  
tiren lassen. Wolte ich nun dem Vor-  
munde, und durch diesen allen meinen  
Verwandten mich nicht ganz blos ge-  
ben, so mußte ich hier, ohne Ihnen  
schaden zu wollen, eine Nothlüge  
machen, und antwortete ihm daher,  
daß ich nie von Ihnen etwas bekom-  
men hätte.

Jetzt liegt Ihr letzter Brief vor mir;  
ein Brief voller verdienter Vorwürfe; —  
aber bei dem Gott, der mich so tief  
nieder gebeugt hat, ich habe wahrlich  
nicht zahlen können! Ich lebe sehr  
kümmerlich, und muß mich bloß auf



die allerdringendsten Bedürfnisse einschränken; alle meine Geschwister missbilligten meine vorgebliche Verheirathung mit dem Kummer; sie haben meinen Fehltritt zum Theil erfahren, zum Theil errathen, und verlassen mich; — nur die Thalberg ist die einzige, in deren Schwesterbusen ich über meine unnenkbaren Leiden mich ausweinen kann.

Das edle Weib hat ihr Vermögen durch Thalberg und den Scheidungsproceß größtentheils verloren; sie hat nicht einmal so viel als ich gerettet, aber sie sagt, daß sie reicher als ich sei, weil sie gesund sei und arbeiten könne. Aus ihren Mitteln nimmt sie daher die 100 Thaler, die ich Ihnen schicke. Sie wollten mich mit diesem Gelde in der Stunde meiner Entbindung retten; ich danke Ihnen für Ihre

gütige Freundschaft. Sein Sie nun  
wieder gut, und verachten Sie mich  
nicht mehr! Ich bin ja ohnehin ausges-  
stoßen von der ganzen Welt, und  
Schande ist das Brandmahl meines  
Namens. —

Leben Sie mit Ihrer Gattin recht  
glücklich, und beten Sie für ein bals-  
diges Ende

Ihrer

G . . . . g.

den 20sten October  
1799.

Emilie Blond.



15260 (15)

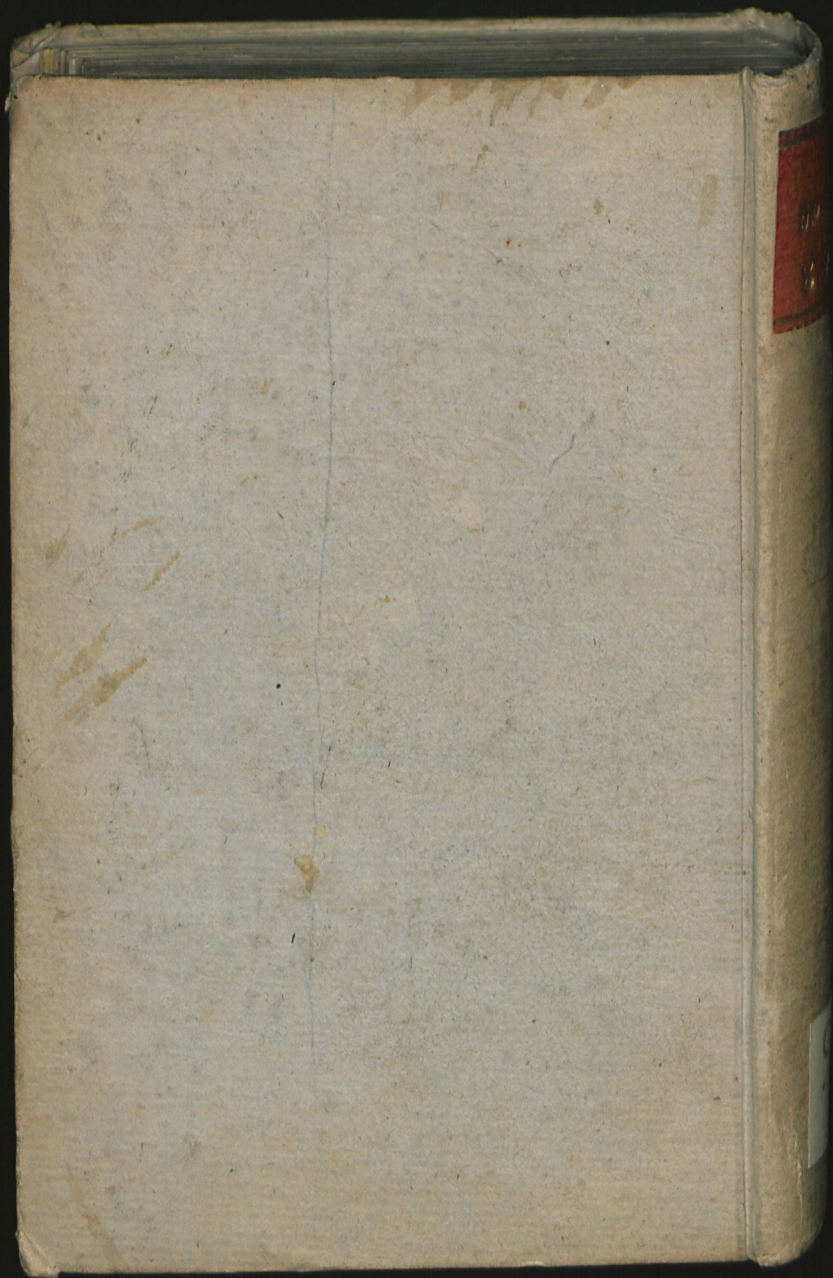
Goe 2510 (819)

**ULB Halle**

3

006 845 622









Der  
tenfreund.  
No. 8.  
Enthält:  
oder, es muß eine Zukunft  
id.  
Lin 1803.  
gle dem Jüngern.

